

Mike Gorden

Der gefrorene Urknall

Mystery-Thriller

Erstausgabe

© 2020 | © Cover: Endless Creative

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet unter <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 05.2020 von Mike Gorden

<http://www.mikegorden.de>

© Cover & Satz von Endless Creative

Herstellung und Verlag: HML Verlag, Inhaber D. Moller, Neukirchstraße 18, 28215 Bremen, Deutschland

<http://www.hml-verlag.de>

ISBN: 978-3-96851-002-6

## Prolog (30.09.2016)

Sah man sich das CERN auf dem Stadtplan an, so erschien es wie ein eigener Stadtteil von Genf. Die Route de Meyrin teilte das Gelände in zwei unterschiedlich große Teile. Auf dem kleineren Teil befanden sich die Gebäude des ATLAS Experiments. Unter ihnen, in 100 m Tiefe, verlief ein Teil des 27 km langen Ringes, in dem Atomteilchen auf beinahe Lichtgeschwindigkeit beschleunigt wurden. In einer großen Halle zeichneten dort Myriaden von Detektoren akribisch jedes Zerfallsereignis auf, dessen sie habhaft werden konnten. Es gab mehrere dieser Experimente, die über den Verlauf des Beschleunigerrings verstreut lagen. Insgesamt arbeiteten mehrere tausend Personen hier im Grenzbereich zwischen der Schweiz und Frankreich.

Stefano Magnone beging heute seinen letzten Arbeitstag. Die Ereignisse dieses Jahres hatten ihm zugesetzt. Ein fehlgeschlagenes Experiment schlug unabsichtlich eine kleine Pforte in ein Paralleluniversum, in dem alles aus Antimaterie bestand. Dieses Loch im Universum verursachte einen schrecklichen Unfall. Seine Folgen konnten man auch heute spüren, denn der Forschungsbetrieb in der Anlage lief immer noch nicht wieder in normalen Bahnen.

Sein Körper zeigte ihm mittlerweile deutlich, daß er ihn nicht mehr so belasten konnte wie früher. Der Streß in der Zeit, als sie noch einen neuen Antimaterieausbruch befürchten mußten, führte bei ihm zu einer permanenten Magenreizung, die er nur durch intensive ärztliche Behandlung im Griff behielt. So nahm er nach einigem Zögern das Angebot des Instituts an, sich frühverrenten zu lassen. Zudem bot man ihm für sein Ausscheiden eine überraschend hohe Abfindung.

Ein wenig wunderte er sich, wo das CERN so viel Geld hernahm, aber letzten Endes konnte ihm das auch egal sein. Er hatte Freunde und eine Familie, die ihn viel zu selten sahen und die geradezu begeistert waren, daß er ab nächster Woche zu Hause bleiben durfte. Außerdem lief die Zusammenarbeit mit Dr. Lies, der mittlerweile vom Leiter der Anlage zum Institutsdirektor aufgestiegen war, nach wie vor nicht sonderlich gut. Er behandelte ihn zwar meistens ausgesucht höflich. Unter der Oberfläche blieb er aber das gleiche Ekel, als das er sich nach dem Ausfall der Institutsleiterin vor einigen Monaten erwiesen hatte. Stefanos Albträume verschwanden mit dem Erlöschen der Dimensionspforte im Detektor wieder, aber wer wußte schon, wie lange das anhielt, sobald Lies das Arbeitstempo wieder anzog.

Nur seine Mitarbeiter taten ihm leid. Er hatte ihnen durch seine unangreifbare Position das Leben etwas leichter machen können. Das fiel jetzt weg. Zum Glück hatte sich ausgerechnet Aurel Favre in den letzten Monaten sehr positiv entwickelt. Er würde nach ihm den Posten des technischen Leiters einnehmen und Stefano konnte sich keine bessere Besetzung vorstellen. Die Erlebnisse, die zu Favres Zusammenbruch geführt hatten, waren vergessen. Er kam jetzt mit allen gut aus, auch mit Dr. Lies, und sein sensationelles Gespür für die Befindlichkeiten des Maschinenparks, der hier unten in der Detektorkammer lief, hatte sich nicht geändert.

Ihm gegenüber saßen gerade Urs, Francine und Jacques. Sie vier waren seit Jahren ein gut eingespieltes Team und verstanden sich auch ohne viele Worte. Sie tranken schweigend ihren Kaffee. Auf dem Tisch stand ein Käsekuchen, den Francine gebacken hatte. Daneben befanden sich ein kleiner Stapel Teller und ein Becher mit Kuchengabeln.

»Wo bleibt Aurel?« brach Jacques das Schweigen. »Ich habe mir extra das Mittagessen verkniffen, als ich gehört habe, daß Du Käsekuchen mitbringst. Jetzt habe ich Hunger.«

»Halte durch«, sagte Francine und fügte mit einem Blick auf sein deutlich spannendes Jackett hinzu: »Du wirst schon bis dahin nicht verhungern.«

Favre kam nach wenigen Minuten mit einem Schreibblock unter dem Arm an, entschuldigte sich fahrig für die Verspätung und setzte sich zu den anderen. Francine schnitt Stücke von ihrem Kuchen ab und verteilte sie in der Runde, bis jeder einen gefüllten Teller vor sich stehen hatte.

»Laßt es euch schmecken«, sagte sie schließlich. »Ich finde es jammerschade, daß Du in Rente gehst, Stefano, aber ich wüßte auch niemanden, der es mehr verdient hätte als Du.« Die anderen nickten und langten zu.

»Danke euch allen«, antwortete der geschmeichelt. »Ich werde das hier vermissen. Auch wenn ich mich zu Hause sicher keine Minute langweilen werde. Wir haben noch viel vor. Eine längere Reise zum Beispiel.«

»Ich kann Dir gar nicht sagen, wie ich euch beneide«, sagte Favre.

»Und ich erst«, ergänzte Francine. »Sag mal, Aurel, ist etwas nicht in Ordnung mit Dir? Du hast seit einigen Tagen rote Augen. Eine Allergie?«

»Es ist nichts. Ich habe schlecht geschlafen. Du hast sicher auch schon die große Einkaufsliste für nächsten Monat bekommen?« Francine nickte.

»Bin ich froh, daß ich mich damit nicht mehr befassen muß«, sagte Stefano. »Mein Internist meinte letzten Monat, daß ich kurz vor einem Magengeschwür stünde und in Zukunft unbedingt ruhiger leben muß. Ich will gar nicht mehr wissen, was Dr. Lies für die nächste Zeit alles plant.«

»Dr. Lies plant in der Tat einiges«, klang es von der Zimmertüre. »Aber es stimmt, daß Sie sich damit nicht mehr belasten müssen, Dr. Magnone. Die Meßwerte im Detektor sind wieder normal und wir können endlich auch im ATLAS neue Experimente durchführen. Natürlich unter Berücksichtigung der Ereignisse des Frühjahrs und mit aller gebührenden Vorsicht.«

Lies trat ein und trug eine Magnumflasche Champagner mit sich, die er mit einem Schwung auf den Tisch stellte, daß die Löffel auf den Untertassen leise klirrten.

»Wir haben doch sicher Gläser hier?« fragte er in die Runde. »Heute wollen wir unseren Monsieur Magnone noch einmal hochleben lassen.«

Urs stand auf und holte sechs Gläser aus der benachbarten Küche. Lies öffnete die Magnum und füllte die Gläser mit ungeahnter Professionalität, ohne auch nur einen Tropfen zu verschütten.

»Zum Wohl«, sagte er, nachdem sie alle angestoßen hatten. »Auf unseren lieben Dr. Magnone, der uns leider verlassen muß. Heute ist Ihr Tag. Genießen Sie ihn!«

Kaum hatten sie angestoßen, hatte er es aber auch schon wieder eilig. »Ich würde gerne noch ein wenig hierbleiben, aber ich muß jetzt zu einer Telefonkonferenz mit einer Investorengruppe. Sie verstehen das doch sicher«, sagte er augenzwinkernd in die Runde und verschwand so lautlos, wie er gekommen war.

Alle saßen verblüfft und wortlos zusammen, bis Francine das Wort ergriff: »Kann es sein, daß er sich wirklich geändert hat?«

»So fröhlich und aufgeräumt wie heute habe ich ihn noch nie gesehen«, fügte Jacques hinzu.

»Vielleicht hat er eingesehen, daß man ein Institut nicht als Alleinherrscher führen kann und gibt sich Mühe.«

»Vielleicht hat er auch nur Kreide gefressen«, sagte Urs.

Der Champagner schmeckte allen. Lies hatte sich nicht lumpen lassen und so hielt die Flasche nicht lange vor. Stefano konnte sich gar nicht mehr erinnern, wann er zuletzt im Institut so fröhlich gewesen war.

Leicht angeheitert löste sich die Runde nach einer Weile auf. »Leute, ihr wißt, daß ihr viel mehr für mich seid als nur Teamkollegen. Ihr seid über die Jahre meine Freunde geworden. Du auch, Aurell!« sagte er einem sichtlich überraschten Favre. »Darum fällt es mir auch wirklich schwer, zu gehen. Aber es muß sein. Es war eine schöne Zeit mit euch, aber ich habe jetzt einen neuen Lebensabschnitt vor mir, auf den ich mich freue. Ich hoffe, daß wir uns bald einmal wiedersehen.«

Beifälliges Nicken in der Runde zeigte ihm, daß er allen aus der Seele gesprochen hatte. Stefano umarmte jeden einzelnen zum Abschied herzlich und verließ danach beschwingt den Raum. Er fuhr zum letzten Mal mit dem Aufzug nach oben, spazierte durch die Halle, nickte den Wachmännern zu und ging über den Parkplatz zu seinem Wagen.

»Francine, meinst Du, ich darf noch ein Stückchen von Deinem Käsekuchen essen?« fragte Jacques unten.

## Kapitel 1. Mike (01.01.2017)

*Mike Peters stand vor einem Abzug, in dem sein Experiment lief. Die Vorbereitungen dafür kosteten ihn den ganzen Vormittag und so hatten sie bereits Nachmittag, als er den Temperaturregler des Heizpilzes endlich hochdrehen konnte. Er kochte einen Grignard und wartete, daß der ansprang. Aber die Magnesiumspäne glänzten und glitzerten nur im Schein des Halogenstrahlers und machten keine Anstalten, sich mit dem Reagenz zu verbinden. Mike schwitzte. Etwas stimmte mit der Klimaanlage nicht. Er schob in Gedanken seine Schutzbrille nach oben, damit sie nicht von innen beschlug und stellte den Magnetrührer eine Stufe höher. Die einzelnen Späne konnte er jetzt kaum noch erkennen. Die ganze Flüssigkeit glänzte, als handle es sich um Quecksilber. Der Rotationstrichter in der Mitte des Kolbens vertiefte sich. Kein Erfolg. Mike erinnerte sich an eine Aphorismensammlung, die im Fachbereich kursierte. Ein kleines Büchlein mit Sprüchen der Professoren, die ein Assistent zusammengetragen hatte und die für jeden Problemfall Aufmunterung versprochen. 'Ob ein Grignard anspringt oder nicht, das hängt gelegentlich auch vom Stand der Gestirne ab.' stand dort zu seinem Problem geschrieben. 'Vielleicht stehen die Gestirne heute ja falsch', dachte Mike sich und drehte den Temperaturregler des Heizpilzes weiter nach oben.*

*»Schon wieder ohne Schutzbrille?« erklang eine spöttische Stimme hinter ihm. Mike fuhr zusammen und erblickte Lies, einen der Postdocs, die das Drittsemesterpraktikum im Auftrag eines Organik-Professors durchführten. »Arbeite doch wenigstens hinter der Schutzscheibe!« sagte er, und zog eine in den Abzug eingebaute Plexiglasscheibe nach unten, bis sie sich zwischen Mike und seinem Experiment befand. »So geht das!«*

*Mike zog die Brille schuldbewußt wieder ins Gesicht. »Wenn Du weiter so herumschleichst und Leute erschreckst, passiert eines Tages wirklich genau der Unfall, den Du mit Deiner Warnung vermeiden willst.«*

*»Ich bin hier bald weg«, sagte Lies. »Ich habe gerade eine Zusage bekommen. Nächsten Monat fahre ich in die Schweiz. Du aber befindest Dich erst am Anfang Deines Studiums und wenn Du nicht lernst, die Regeln zu befolgen, wirst Du nicht weit kommen.«*

*Mike hörte ein leise Zischen und konzentrierte seine Aufmerksamkeit wieder auf den Grignard. Leider zu spät, denn der war nun doch noch angesprungen. Aufgrund der höheren Temperatur allerdings viel zu schnell. Die Reaktionsflüssigkeit hing zusammen mit einigen, verbliebenen Magnesiumspänen in den Schlangen des Rückflußkühlers und in der Vorlage, in der sich eigentlich nur das spätere Reaktionsprodukt hätte sammeln sollen. Er hatte heute also umsonst gearbeitet. Morgen würde er einen neuen Ansatz starten müssen, um das Praktikum erfolgreich zu absolvieren. Vorher mußte er alles putzen und trocknen. Sorgfältig und lange.*

*»Danke!« sagte er frustriert und drehte sich wieder um. Lies hatte sich aber schon wieder entfernt. Genauso lautlos, wie er plötzlich hinter ihm gestanden hatte.*

Mike erwachte und rieb sich die Augen. Ein gräulicher Lichtbrei drang durch die dicht geschlossenen Vorhänge. Draußen mußte bereits heller Tag sein. Es dauerte ein wenig, bis er erkannte, daß er zu Hause in seinem Bett lag. Gelegentlich suchten ihn immer noch diese Erinnerungsschübe heim. Es handelte sich dabei um Nachwirkungen eines nicht dreidimensionalen Panoramas, das er sich vor gut einem halben Jahr angesehen hatte und dessen verstörenden Anblick seine Gehirnzellen nur mittelgut vertragen hatten. Von Zeit zu Zeit rächten sie sich bei ihm und schickten ihm Erinnerungen an unangenehme Situationen, von denen er gehofft hatte, sie niemals wieder erleben zu müssen.

In den letzten Monaten kamen diese Schübe seltener, so daß ihn dieser jetzt kalt erwischt hatte. Bestimmt war die Silvesterparty im Cox am vergangenen Abend schuld. Es ging hoch her und sie alle hatten den Abend über einiges getrunken. Der Mitternachtschampagner aufs Haus vertrug sich nicht gut mit den Bieren, die Mike bis dahin trank.

Danach zogen sie um die Häuser. Er erinnerte sich, daß er sehr eng mit einer Dragqueen tanzte, die ihn auf ihren Highheels um gut einen Kopf überragte, obwohl er wirklich nicht klein war. Hatte er Martin und Marie wirklich Hand in Hand an der Tanzfläche gesehen? Er bedauerte, daß Maurice sich von dieser Art Veranstaltungen immer fernhielt. Er tanzte viel lieber mit ihm.

Mehrere Nummern später ertönten die ersten Klänge von 'Salma Ya Salama' und einige arabisch kostümierte Go-Go-Tänzer stürmten die Bühne über der Tanzfläche. Die Stimmung im Club war am Überkochen und Mike verausgabte sich beim Tanz völlig.

Dann stand plötzlich dieser zartgliedrige, verhuschte Junge vor ihm. Mike erinnerte sich gut. Es handelte sich bei Gilles eigentlich um einen Bekannten von Maurice. Er arbeitete in der IT der Polizei und sie kannten sich vom Sehen. Offiziell bekam er erst mit ihm zu tun, als er Sébastien Girouds Notebook aus der Forensik abgeholt hatte.

Bei Sébastien handelte es sich um seinen engsten und eigentlich einzigen Freund. Sie kannten sich aus ihrer Studienzeit. Er wurde im vergangenen Jahr ermordet und sein Tod nahm Mike sehr mit. Im Zuge der polizeilichen Untersuchungen geriet er kurzzeitig ins Visier der Ermittler und lernte dabei Maurice kennen. Sébastien hatte Mike zum Vollstrecker seines digitalen Testaments eingesetzt, so daß er nach Abschluß der Untersuchungen sein persönliches Notebook erhielt. Mike flirtete beim Abholen des Geräts ein wenig mit Gilles und der hatte ihm daraufhin seine Handynummer zugesteckt. Danach telefonierten sie einige Male. Eigentlich fand Mike ihn zu schüchtern und eher ein bißchen langweilig. Gestern abend war Gilles aber wie ausgewechselt, redete wie ein Wasserfall und wich ihm nicht von der Seite.

Und jetzt hatten sie Neujahr und er konnte ausschlafen. Sie konnten ausschlafen. Mike drehte sich noch einmal im Bett um und umarmte den Körper, der neben ihm schlief. »Guten Morgen Gilles«, sagte er zärtlich. »Ein frohes neues Jahr!«

## Kapitel 2. Martin (02.01.2017)

Die Dunkelheit draußen begann gerade, einem kraftlosen Grau zu weichen, das die Umgebung mehr zukleisterte als erhellte. Martin Moser ging durch die Redaktion des 'Magazine de la Science', einer populärwissenschaftlichen Monatszeitschrift, und leerte die kleinen Papierkörbe an den Arbeitsplätzen in einen großen Müllsack. Die Putzkolonne hatte es in der Nacht wohl besonders eilig gehabt. Als ausgesprochener Morgenmensch entfaltete

er seine größte Produktivität, wenn er allein war. Deshalb begann er seinen Tag gerne vor allen anderen. Er hatte unlängst eine halbe Stelle bekommen und arbeitete jetzt als Schnittstelle zwischen dem 'Magazine' und einer Reihe von Forschern. Klotho Papantoniou, die Leiterin einer geheimen Organisation von Wissenschaftlern mit dem erklärten Ziel, die Menschheit vor sich selbst zu schützen, löste damit ein Versprechen ein, das sie im letzten Jahr Mike Peters, seinem Chef gegeben hatte. Sein Team und Moíra, so hieß die Organisation, hatten mit vereinten Kräften einen katastrophalen Unfall am Large Hadron Collider im CERN verhindern können. Mike Peters hatte dadurch eine Art Vertrauensstatus für diese Organisation erlangt und erhielt von Zeit zu Zeit Informationen über sensible Forschungen.

Nicht alle dieser Forschungen führten auch zu Artikeln, die es bis in die Printversion schafften. Einiges hielt man für zu komplex für die Leser des 'Magazine', und plazierte sie in speziellen Fachmagazinen. Andere Themen erwiesen sich als zu brisant, um sie gleich zu veröffentlichen. Unterm Strich konnten sie aber genügend publizieren, um die Verlagsleitung bei Laune und seinen Arbeitsplatz sicher zu halten.

Martin hatte die Aufgabe, diese Kontakte zu koordinieren. Viele dieser Wissenschaftler lebten in Ländern, die die Freiheit der Forschung einschränkten. Wenn sie sich am wissenschaftlichen Diskurs in ihren Fachgebieten beteiligen wollten, konnten sie das nicht auf öffentlichen Wegen tun. Martin schrieb viele Mails, warb um Vertrauen, stellte anonyme Postfächer bereit, organisierte verschlüsselten Speicherplatz auf den Servern von Moíra, auf dem die Forscher ihre Arbeiten ablegen und sich austauschen konnten und hielt Mike über die Ergebnisse auf dem Laufenden.

Er hatte jetzt Zeit und Geld, um ein wenig Sport zu treiben, und wirkte wesentlich reifer und erwachsener als früher. Seine Haut war reiner und man hatte ihn sogar schon einmal laut lachen gehört. Schüchtern verhielt er sich immer noch, aber innerhalb des Redaktionsteams galt er als vollwertiger Mitarbeiter und alle erkannten seine Leistungen an.

Marie Bouesnard erschien im Eingang des Großraumbüros, in dem sich ihre Arbeitsplätze befanden. Sie trug eine große Einkaufstasche und schien etwas außer Atem zu sein. Ihr sonst immer perfektes Makeup konnte selbst nach einem Tag die Spuren der Neujahrsnacht nicht ganz verdecken. Am Silvesterabend unternahmen sie alle mit Mike und einigen seiner Freunde im Marais etwas und draußen wurde es bereits hell, als er wieder nach Hause kam.

Martin und Marie kamen sich in den letzten Monaten näher. Ihr berufliches Verhältnis hatte sich zu einer engen Freundschaft gewandelt. Martin glaubte sich zu erinnern, daß sie frühmorgens sehr eng miteinander getanzt hatten. Vielleicht handelte es sich dabei aber auch um Wunschdenken, denn über die letzten Stunden der Nacht hatte der Alkohol einen Schleier des Vergessens gezogen.

»Coucou Martin!« rief sie ihm fröhlich entgegen. »Ist sonst schon jemand da?«

»Salut Marie«, antwortete Martin im gleichen Tonfall, der ihm immer noch schwerfiel. »Wir sind die ersten. Wie immer.«

»Sehr gut. Ich habe nämlich Croissants eingekauft und möchte sie unauffällig in Mikes Büro aufbauen.«

»Eine gute Idee!« sagte Martin erfreut und Marie verschwand im Büro.

»Bring schon mal die Kaffeemaschine zum Laufen«, rief sie ihm durch die halb geöffnete Tür zu.

Er folgte ihrer Bitte. Den Job machte er sogar besonders gerne. Die Verlagsleitung hatte dem Büro nämlich zu Weihnachten einen Kaffeefullautomaten spendiert, der sich auf dem heutigen Stand der Technik befand und

seinen Namen verdiente. Chromglänzend stand er auf der Arbeitsfläche der Büroküche und war darauf programmiert, auf Knopfdruck etwa ein Dutzend Kaffee-, Tee- und Kakaospezialitäten zuzubereiten. Kein Vergleich zu der bitteren, schwarzen Brühe, die sein vorsintflutlicher Vorgänger in Plastikbechern ausgespien hatte.

Er schaltete die Maschine ein und beobachtete fasziniert die vielen Blinklichter, die nacheinander aufleuchteten, während sich die Maschine aufheizte. Er drehte den Wasserhahn wieder auf und kontrollierte den Füllstand der Kaffeebohnen, die jetzt für jeden Becher frisch gemahlen wurden. Eigentlich wäre das Aufgabe der Praktikanten gewesen, aber Martin störte sich nicht daran.

Vor gar nicht so langer Zeit war er selbst noch einer gewesen. Daß er heute nicht wieder auf der Straße stand, wie seine damaligen Praktikumsgeossen, verdankte er nur einer Reihe von Zufällen und seinen Beziehungen zu einer Gruppe von Hackern. Nur mit ihrer Hilfe konnten sie bei der großen Krise am CERN im vergangenen Jahr in die dortigen Systeme eindringen und einen vorzeitigen Neustart des Beschleunigers unterbinden.

Die nächsten Gesichter erschienen zwischen den Schreibtischen. Auch die anderen Bereiche der Redaktion kamen jetzt zur Arbeit, die meisten mehr oder weniger verkatert von den vergangenen Feierlichkeiten. Beatrice Rousseau aus der Archäologie trug eine überdimensionale Sonnenbrille und bemühte sich, von möglichst wenigen Leuten gesehen zu werden. Als Marie ihr ein lautes »Coucou, ma Chérie! Gehen wir heute als Elton John?« entgegenschmettete, zuckte sie gequält zusammen und verschwand mit verblüffender Geschwindigkeit hinter ihrem Rechner.

Zwei Personen schienen neu hier zu sein. Sie standen einige Zeit unsicher im Eingangsbereich herum. Martin erkannte sie als die beiden neuen Praktikanten, die heute ihren ersten Arbeitstag hatten. Er ging auf sie zu.

»Willkommen im Team!« begrüßte er sie. Er führte die beiden, die sich ihm als Guillaume Garçon und Emil Rotik vorstellten, zu ihren neuen Arbeitsplätzen und wies sie ein.

Guillaume wirkte ein wenig zappelig und nervös, was auch seinem hageren Körperbau und den langen Gliedmaßen geschuldet war. Martin beschäftigte sich zuerst mit ihm. Er stellte ihm beiläufig einige technische Fragen und die Antworten stellten ihn zufrieden.

»Ich will etwas mit IT studieren, hab aber in diesem Jahr keinen Studienplatz bekommen«, sagte er, als er seinen Rechner hochfuhr. Martin konnte von oben auf seinen Kopf sehen und war für einen Moment fasziniert von den blonden Haaren, die so hell aussahen, daß sie fast transparent wirkten und man meinte, durch sie hindurch auf seine Kopfhaut blicken zu können.

»Du wirst sehen, daß Du hier etwas nützliches mit Deiner Zeit anfangen kannst«, antwortete er. »Unser Netzwerk ist nicht ganz unkompliziert und Leute, die zwischendurch auch mal ein paar Zeilen Code schreiben können sind bei uns besonders willkommen.«

Guillaume selbst stellte auch Fragen zur Struktur des Netzwerks in der Redaktion. Er wirkte auf Martin wach und interessiert und war nicht auf den Mund gefallen. Er würde sich bestimmt nützlich machen können.

Kleiner und kompakter stand Emil neben ihm. »Ich stamme aus Brno«, sagte er und rollte das 'r' dabei so, daß Martin keinerlei Zweifel an seiner tschechischen Herkunft hatte.

»Ich bin eigentlich Grafiker, auch kein schlechter, aber ich gehöre nun mal zur ... wie sagt ihr ... 'Generation Praktikum'?«

Da jetzt auch Mike auftauchte, nahm Martin sie gleich mit in dessen Büro. »Was auch immer ihr hört, redet ihn bitte immer mit 'Mike' an, niemals mit 'Michel', wenn euch euer Leben lieb ist«, sagte er unterwegs halb im Scherz zu den beiden. Mike redete nie darüber, warum er seinen wirklichen Vornamen nicht mochte, aber er



reagierte meist ziemlich humorlos, wenn man ihn so nannte. Martin geriet vor einiger Zeit auf diese Art auch einmal in seine Schußlinie und erinnerte sich nicht gerne an diesen Abend.

Mike holte aus dem kleinen Kühlschrank, den sie im letzten Jahr gekauft hatten, zwei Flaschen Champagner. Passende Gläser dafür gab es nicht und so mußten sie sich mit dem Restbestand Plastikbecher aus dem alten Kaffeeautomaten behelfen. Das störte aber niemanden.

Nachdem er den Champagner eingegossen hatte und sich alle ein frohes neues Jahr wünschten, hielt Mike eine kleine Begrüßungsansprache und bezog die beiden neuen Praktikanten gleich mit ein, die zu Beginn noch etwas verloren in einer Ecke standen.

»Ihr seid hier zunächst nur auf Zeit«, sagte er zu ihnen. »Aber während dieser Zeit seid ihr Teil eines Teams. Ein Team, dessen Aufgabe es ist, jeden Monat einige spannende und gut recherchierte Artikel für das 'Magazine' beizusteuern. Jeder von uns hat besondere Fähigkeiten, aber nur gemeinsam schaffen wir es, ein konstant gutes Ergebnis abzuliefern.«

Guillaume und Emil nickten. »Ihr werdet euch in den nächsten Tagen in der Gruppe umsehen. Zusammen werden wir herausfinden, wo und wie ihr euch am besten einbringen könnt. Danach werdet ihr einem von uns zugeteilt. Wenn es euch hier gefällt, wenn ihr gut seid und euch unentbehrlich macht ... fragt Martin. Der hat es geschafft.«

Martin fühlte sich plötzlich unwohl. Als Vorbild fand er sich nicht sonderlich geeignet und er hätte sich jetzt am liebsten hinter seinen Rechner zurückgezogen. Aber Mike sagte die Wahrheit. Er hatte sich hier wirklich unentbehrlich gemacht und dabei gelernt, Verantwortung zu übernehmen.

»Sieht so aus, als hättest Du die beiden in den nächsten Tagen an der Backe«, neckte ihn Marie, als sie wahrnahm, daß die beiden Neuen ihre Aufmerksamkeit nun auf ihn fokussierten.

»Keine Sorge, wir lassen Dich nicht hängen«, sagte Mike freundlich. »Finde einfach heraus, was die Jungs können und reiche sie dann einem von uns weiter. Martha, unsere Bildredakteurin«, Mike blickte dabei auf eine rundliche, farbige Dame, die in der Runde saß, »beklagt sich beispielsweise seit Monaten, daß ihr die Bildrecherche zu viel wird, seit unsere Produktivität im letzten Jahr so gestiegen ist.«

Martha nickte eifrig. »So, und nun langt zu. Marie, Du hast uns einen prima Start ins neue Jahr verschafft. Das werden wir Dir nicht vergessen«, lobte er seine Assistentin.

»Ich werde Dich dran erinnern, wenn ich hier das nächste Mal am Wochenende auflaufen muß, mon cher Michel«, kicherte Marie und Mike seufzte.

»Also ich finde, Michel ist ein schöner Name«, sagte Guillaume. »Meine Maman war ja so fantasielos!« Er stockte abrupt, als ihm das eisige Schweigen in der Gruppe auffiel. Dann schlug er sich dramatisch die Hände vors Gesicht. »Oh, mon dieu! Ich muß mal eben ... für kleine Königstiger«, hörten sie noch. Dann war er schon durch die Bürotür verschwunden.

»Ich habe das Gefühl, hier sind Homosexuelle im Saal.« Mit dieser Bemerkung rettete Marie die Situation und alles löste sich in fröhlichem Gelächter auf.

»Womit das geklärt wäre.« Selbst Mike mußte lachen.

»War ich damals auch so leicht zu durchschauen?« fragte er später im Gedanken an seinen eigenen ersten Tag in dieser Gruppe.

»Viel leichter«, sagte Marie und legte verschwörerisch einen Finger über ihre Lippen.

»Ich muß an mir arbeiten.«

### Kapitel 3. Maurice (02.01.2017)

Maurice saß in einer Shishabar in Saint Denis und trank einen gewürzten Tee. Die Bar lag nur einige Straßen entfernt von dem Viertel, in dem er aufgewachsen war. Draußen gingen gerade die Laternen an. Der Barmann hatte das Licht gedimmt, so daß man trotz des Dunstes im Laden durch die großen Fensterfronten die Straße beobachten konnte.

Die Straßenlaternen offenbarten ihm ein ödes Panorama. Nur wenige Leute – meist handelte es sich um Männer – trauten sich bei Dunkelheit noch auf die Straße. Bei den Hochhausblöcken auf der anderen Straßenseite hatte es sich früher einmal um zeitgemäße und moderne Wohnanlagen gehandelt. Nach einigen Jahrzehnten ohne jegliche Renovierung verströmten die Plattenbauten mit ihren winzigen Appartementzellen aber einen eher morbiden Charme. Die meisten trugen auf ihrem Balkon eine Satellitenschüssel, so daß im Halbdunkel der Laternen und der Lichter in den Fenstern der Eindruck entstand, als wären die ganzen Blöcke über und über von einem monströsen Pilz überwuchert.

Maurice besuchte diesen Laden heute nicht wegen des Ausblicks. Ihm gegenüber saß Tahir, ein Bekannter aus den Jahren, in denen er hier noch gelebt hatte. Tahir sah auch heute noch gut aus. Er lachte viel und seine Augen strahlten dabei, so daß sich jeder in seiner Gegenwart wohl fühlte. Maurice erinnerte sich, daß er ihm für kurze Zeit sogar geil gefunden hatte, als sie im selben Studio trainiert hatten. Mittlerweile hatte aber ein geregeltes Eheleben seine Spuren hinterlassen. Sein Leib und auch seine Gesichtszüge bekamen Fülle und er bewegte sich gemächlicher als früher. Dennoch – wenn er einen seiner Witze riß und ihn dabei frech angrinste – fühlte Maurice sich um viele Jahre zurückversetzt in die Zeiten, in denen sie an jedem Wochenende zusammen um die Häuser zogen.

»Du solltest uns mal wieder besuchen, Rice«, sagte Tahir gerade zu ihm. »Nadine würde Dich gern kennenlernen. Ich hab ihr viel von unsern gemeinsamen Zeiten erzählt.«

Maurice zuckte zusammen, als er den Spitznamen hörte, mit dem man ihn damals immer gerufen hatte. »Ja, unsere Zeiten warn echt die besten. Du und ich im Sportstudio. Ich hab Deine Gewichte halten müssen. Hab mich echt zu lange in Paris verkrochen. Wird Zeit, daß sich das ändert. Ich hab das hier vermißt.«

»Ich Dich auch. Das Sportstudio hatt ich verdrängt. Aber es hat immer Spaß gemacht, mit Dir auf die Piste zu gehn, als Du Deine erste eigene Bude hattest. Wo wohnste jetzt eigentlich?«

»Der Name Nadine klingt aber nich, als hätt Dein Vater die Frau für Dich ausgesucht«, sagte Maurice und tat so, als hätte er die Frage nicht gehört.

»Natürlich nich«, lachte Tahir. »Du hättest seinen Blick sehn sollen, als ich sie ihm vorgestellt hab. Aber ich bin rechtzeitig bei ihm ausgezogen. Hab nen Job gefunden in nem Callcenter. Für ne kleine Wohnung hier reicht's und Nadine verdient auch noch was dazu.«

Tahir sprach manche Worte noch wie ein Banlieusard, ein Akzent, den auch Maurice mit der Muttermilch aufgesogen hatte. Seit er im Marais arbeitete, hörte er ihn nur noch selten.

»Guter Mann!« sagte er anerkennend zu Tahir. »Ich find auch, daß Ehe was mit Liebe zu tun haben sollte, und nicht mit religiösen Vorschriften, die seit Jahrhunderten keiner mehr versteht.«

Maurice lehnte sich mit dieser Bemerkung ziemlich weit aus dem Fenster. Immerhin war Tahir sicherlich Moslem und erwartete das auch von ihm. Er tippte aber darauf, daß sein Gegenüber eine eher liberale Einstellung dazu

hatte, wenn er schon wegen seiner Frau einen Bruch mit dem Elternhaus riskierte. Außerdem hatte ihre Unterhaltung sowieso nur dann Sinn, wenn er mit ihm zumindest auf dieser Ebene offen sprechen konnte.

Tahir lachte nur kurz auf. »Recht haste. Du mußt dich im letzten Sommer auch Deiner Haut wehren, hab ich gehört. Dein Vater hatte doch nen richtig großes Ding mit Dir geplant, als Du im Krankenhaus lagst. Das hat hier ordentlich Wellen geschlagen, als er unverrichteter Dinge wieder abziehn mußte.«

Damit hatte Maurice die Klippe umschifft. Er hakte diesen Punkt innerlich ab und lächelte dann gequält, bevor er Tahir antwortete: »Das war verflüxt knapp. Gut, daß ich Freunde hab, die mir damals geholfen haben, sie abzuwimmeln. Außerdem steh ich nicht so auf Frauen.«

»Das hab ich mir früher schon gedacht. Du warst zu schüchtern mit den Mädels. Was haste seinerzeit eigentlich genau mit Marlon angestellt? Der hat mich regelmäßig abgezogen und weil er mich mit etwas erpreßt hat, konnt ich mich auch nich richtig wehren gegen ihn. Von einem auf den andern Tag hat er mich in Ruh gelassen und ich hatt immer den Verdacht, daß Du Deine Finger im Spiel hattest.«

»Das willst du nicht wissen. Glaub mir. Womit hat er dich denn erpreßt?«

»Ach, es war nix«, wiegelte Tahir ab. »Dein Vater ist jedenfalls stocksauer wegen der abgesagten Hochzeit. Solltest dich dort besser nicht mehr sehen lassen. Ich hab mitbekommen, daß Deine Brüder dich suchen und zur Rede stellen wollen.«

»Meine Brüder können mich mal.«

»Nimm das nicht auf die leichte Schulter, Rice!« Tahir blickte plötzlich sehr ernst. »Ich seh dir an, daß du dich Deiner Haut wehren kannst. Aber gegen nen Messer im Dunkeln bist auch du machtlos. Treib dich lieber nicht zu oft hier in den Vorstädten rum.«

Maurice wußte aus eigener Erfahrung, wie machtlos er gegen einen Messerstich war, der unerwartet kam. »Ich seh mich schon vor«, sagte er mit düsterer Miene. »Wollt auch nur ein bißchen über alte Zeiten reden. Ist lange her, daß ich zuletzt hier war. Was machen eigentlich Omar und seine Gang? Dealen die immer noch mit allem, das sich nicht wehrt?«

»Omar is ne ziemliche Nummer geworden in den letzten Jahren«, sagte Tahir, dem der Themenwechsel eher unangenehm zu sein schien. »Der kontrolliert den Handel in einigen Straßen hier und einige Mädels hat er auch laufen. Hier in Saint-Denis und im Achtzehnten am Boulevard Barbès. Noch einer, vor dem du dich vorsehen mußt. Omar ist nachtragend und hat nicht vergessen, was du damals mit Marlon gemacht hast. Was immer es war. Der war nämlich in seiner Gang. Außerdem biste jetzt Pariser. Damit haste eh nen schweren Stand.«

»Omar hat keine Beweise, daß ichs war«, knurrte Maurice. »Schon gar nicht jetzt, wo die Sau sitzt.«

»Beweise haben Omar immer herzlich wenig interessiert. Ich warn dich: Laß dich nicht mit ihm ein!«

»Und die andern Jungs aus unserer Schulzeit, was haben die gemacht?«

»Die meisten sind in Omars Gang. Ein, zwei Streber sind nach Paris gegangen. So wie du.« Dabei zwinkerte Tahir ihm zu und Maurice grinste linkisch zurück. »Fast alle Mädchen haben geheiratet und stehn jetzt irgendwo in den umliegenden Wohnblöcken hinterm Herd. Nur zwei sind nicht mehr hier, aber die waren auch häßlich wie die Nacht. Wahrscheinlich warnse gefrustet, weil sie keiner wollte.«

Maurice war unangenehm berührt, entschloß sich aber, nichts draus zu machen. »Weißte, wo man Omar jetzt finden kann?« fragte er Tahir noch.

»Er hat nen Club draußen in Val-d'oise.« Tahir nannte eine Adresse. »Da hängt er meist rum. Aber ich hab Dich gewarnt. Das ist ne ganz eigene Welt. Nicht mal die Flics trauen sich dorthin!«

»Ich hab schon gehört, daß man sich von der Gegend besser fernhält. Und auch im Achtzehnten gehen komische Dinge vor. Haben da nich am Wochenende wieder Autos gebrannt bei Stalingrad, nachdem die Flics dort Leute verhaftet hatten?«

»Genau. Und man sagt, daß Omar dabei seine Finger im Spiel hatte. Wie bei fast allem, was da an Scheiße passiert. Der, den sie tot in einem der Autos gefunden haben ... wer weiß, wer weiß.«

Maurice horchte auf. »Weiße mehr darüber?«

»Nein, nein«, wiegelte Tahir ab. »Hab eh grad zuviel gesagt. Über sowas redet man nich an Plätzen, wo die Wände Ohren haben.«

Maurice zahlte seinen Tee. »Hab verstanden und werd mich vorsehn. Danke, Tahir«, sagte er im Gehen. »Bist ein echter Freund. Ich freu mich, daß wir uns wieder getroffen haben. Und grüß Nadine von mir. Unbekannterweise.«

»Mach ich«, antwortete Tahir und umarmte Maurice herzlich. »Und meld Dich mal wieder, Rice. Wies Dir ergangen ist und so. Meine Einladung steht!«

»Ich versuchs.«

Maurice verließ die Bar. Tahir sah ihm noch eine Weile nach. Als er um die nächste Ecke verschwunden war, zog er sein Handy und wählte eine Nummer. »Rice ist wieder im Lande«, sagte er, als die Leitung stand. »Genau, der Rice.«

#### Kapitel 4. Walter (02.-03.01.2017)

Walter lehnte sich zufrieden zurück. Seinen Artikel für die 'Astrophysical Reviews' hatte er beinahe fertig und zum ersten Mal nahm er dabei direkt Bezug auf die Forschungen des vergangenen Jahres. Er skizzierte seine Theorie eines zweigeteilten Universums, das aus einer Welt aus Materie und einer aus Antimaterie bestand. Zwei unmittelbar benachbarte Teilwelten, die eine Dimensionsbarriere trennte und die nur über die Schwerkraft miteinander wechselwirkten. Zwei Welten, die im vergangenen Jahr durch einen schrecklichen Unfall am CERN beinahe miteinander verbunden worden wären, um sich gegenseitig auszulöschen.

Morgen würde er alles noch einmal gegenlesen, ehe er es an den Verlag schickte. Der lange Tag hatte ihn erschöpft und er freute sich auf ein Glas Rotwein. Den durfte er jetzt wieder trinken, denn die experimentelle Behandlung, mit der ihm die Wissenschaftler der Gruppe Moíra sein Leben zurückgegeben hatten, war mittlerweile beendet.

Seinerzeit bekam er Zugriff auf neue Satellitendaten der NASA in nie gekannter Auflösung. Er entdeckte in diesen Aufnahmen unbekannte Signale. Sein Student Martin O'Connor schrieb ihm eine Auswertungssoftware. Sie errechnete daraus ein Panorama, das einen Blick über die Grenzen unseres Universums ermöglichte. Dieses 'O'Connor-Panorama' zeigte aber keine dreidimensionale Umgebung, sondern nur den dreidimensionalen Aspekt von etwas Höherdimensionalem. Das menschliche Gehirn kann solche Daten nicht verarbeiten. Deshalb rief es mentale Störungen verschiedenster Art bei allen Leuten hervor, die es zu betrachten und zu verstehen versuchten.

Bei Walter äußerte sich dies in Form von abnormen Träumen, die ihm durch ihre Intensität zeitweilig ein normales Leben unmöglich machten. Erst unter der Behandlung ließen sie langsam nach und wandelten seine Erinne-

rungen an das O'Connor Panorama in etwas um, das sein dreidimensionaler Verstand verarbeiten konnte. Letztlich hatten ihm diese Träume sogar geholfen, seinen Artikel fertigzustellen. Sie gaben ihm Fingerzeige, anhand derer er seine Theorie verfeinern konnte. Mittlerweile belästigten sie ihn kaum noch.

Draußen senkte sich die Abenddämmerung über die Stadt und die Straßenlaterne vor seinem Fenster schaltete sich ein. Der Bildschirm des Notebooks schimmerte bläulich durch den Raum. Schließlich begannen die Buchstaben, vor seinen Augen zu verschwimmen. Er klappte den Laptop zu und gähnte, ohne daß er etwas dagegen tun konnte. Zufrieden ging er zu Bett, nachdem er sein Glas geleert hatte, und schlief tief und traumlos bis zum nächsten Morgen durch.

Hatte er wirklich nichts geträumt? Ganz sicher war er sich nach dem Aufwachen nicht. Er fühlte sich aber gut erholt und beschloß aus einer Laune heraus, den Artikel heute noch nicht abzuschicken, sondern den Tag stattdessen am CNRS zu verbringen, um seine nächsten Schritte zu planen. Er wollte nach der Veröffentlichung einen Beitrag für den YouTube-Kanal des Instituts herauszubringen, der sich mit den allgemeinverständlichen Aspekten seiner Forschung beschäftigte. Durch seine regelmäßigen Unterhaltungen mit Mike Peters wußte er mittlerweile noch besser, wie weit er seine Zuschauer fordern durfte und was er besser unterschlug.

Jetzt nach den Feiertagen blieb es in der Fakultät noch sehr ruhig. Walter betrat sein Büro, ohne von mehr als einer Handvoll Leuten gesehen worden zu sein. Post hatte er über den Jahreswechsel keine erhalten. Nur ein Brief lag vor seinen Füßen, als er die Tür aufschloß. Er hob ihn auf, öffnete ihn und fand ein formloses und unpassend kurzes Schreiben eines Mitarbeiters. Der hatte sich in den letzten Monaten anscheinend bei verschiedenen Firmen beworben und zwischen den Jahren eine Zusage bekommen. Jetzt teilte er ihm mit, daß er seine Forschungen bei ihm abbrechen würde.

Walter seufzte leise. So ging das leider viel zu oft. Die meisten Doktoranden und Postdocs, die mit ihm zusammenarbeiteten, sahen die Forschung oft nur als Sprungbrett zu einer besser bezahlten Stelle in der Industrie. Walter besaß einen untadeligen akademischen Ruf und eine gewisse Zeit in seiner Arbeitsgruppe machte sich gut in jedem Lebenslauf. Er haderte mit der Unmöglichkeit, zu dieser Art Mitarbeiter eine persönliche Beziehung aufzubauen, wenn sie nach sechs bis zwölf Monaten schon wieder verschwanden. Von einer Kontinuität in seiner eigenen Forschungsarbeit ganz zu schweigen.

Er legte das Schreiben beiseite, klappte seinen Rechner auf und sah als erstes in die Mails. Kaum hatte er damit begonnen, klopfte es aber schon leise an der Tür.

»Entrez!« rief er. Er bemühte sich in diesem Punkt, Professor Ludwig von Oertzen nachzueifern, seinem Doktorvater in Cambridge, dessen Tür seinen Studenten immer offenstand. Bisweilen hielt ihn das von seiner Arbeit ab. Die meisten Studenten dankten es ihm aber mit großer Zuneigung und nutzten seine offene Tür nicht ungebührlich aus.

Herein kam eine junge Dame. »Bonjour Professeur! Ich hoffe, ich störe Sie nicht«, begrüßte sie ihn.

Ihr leichter Akzent und etwas in ihren Gesichtszügen kamen Walter vertraut vor. Daher betrachtete er sie genauer. Wache, wasserblaue Augen und eine Stupsnase wirkten sympathisch. Die lockigen, roten Haare hielt ein Band im Nacken zusammen. Die blasse, sommersprossige Haut verriet, daß sie ihre Haare nicht gefärbt hatte.

»Bonjour Mademoiselle«, antwortete Walter charmant. »Was kann ich für Sie tun?«

»Ich verfolge Ihre Forschung seit Jahren und habe gehört, daß es in Ihrer Arbeitsgruppe bald einen freien Platz gibt. Ich habe meinen Master Recherche in Mathematik beendet und strebe mittelfristig ein Doctorat an. Ich würde mich dabei gerne auf ein Thema bewerben, das aus Ihrem Arbeitsbereich kommt.«

Walter bemühte sich, seine Verblüffung nicht offen zu zeigen. Immerhin wußte er selbst erst seit einigen Minuten von dem Weggang eines Mitarbeiters. »Warum gerade bei mir? Für junge Mathematiker gibt es in Paris doch sicherlich geeignetere Stellen, Mademoiselle ...«

»O'Connor, Marian O'Connor«, stellte sich die junge Dame vor. »Mein Onkel hat für Sie gearbeitet und er hätte mir von Ihnen vorgeschwärmt, wenn er in seiner Art offener gewesen wäre. Ich möchte gerne in seine ... wie sagt man ... Fußstapfen treten?«

»Martin O'Connor war Ihr Onkel? Nehmen Sie es mir nicht übel, Mademoiselle ... O'Connor, aber Sie scheinen mir mindestens ebenso alt zu sein wie er.«

»Ich bin sogar ein Jahr älter. Unsere Großeltern haben wohl nicht mehr mit Nachwuchs gerechnet, als er kam. Wir beide sind im Prinzip wie Geschwister aufgewachsen und er hielt sich später öfter bei uns auf als bei seinen Eltern. Vor allem, als es klar wurde, daß er ... anders war als die Jungs in seinem Alter. Damit sind meine Großeltern nicht gut zurechtgekommen und er hat sich von ihnen zurückgezogen. Ich bin ... ich war wohl seine einzige Bezugsperson in der Familie.«

Marian redete ohne Punkt und Komma und Walter fiel es schwer, einzuhaken. Daß er plötzlich einem Familienmitglied von Martin O'Connor gegenüber saß, traf ihn unvorbereitet. Jetzt erkannte er auch, warum ihn der leichte Akzent, in dem Marian sprach, so bekannt vorkam. Er ähnelte dem Tonfall Martin O'Connors.

»Verstehe ich Sie richtig, daß Sie gerne an seine Arbeiten anknüpfen würden?«, brachte er es schließlich fertig, sie zu unterbrechen. »An die Zusammenarbeit mit Martin O'Connor werde ich nicht gerne erinnert, wie Sie sich denken können.«

»Ich weiß«, antwortete Marian und schüttelte ihren Kopf so energisch, daß sich das Haarband öffnete und ihre roten Locken wild umherwirbelten. »Ich habe nicht verstanden, was damals passiert ist. Er hat in den letzten Wochen mit niemandem gesprochen, auch mit mir nicht. Ich weiß, daß er in der Familie nach Schmerzmitteln gefragt hat. Er hat aber nicht mit mir geredet. Ich will mich auch gar nicht mit ihm vergleichen. Wir sind unterschiedliche Charaktere und Temperamente. Was uns verbunden hat, ist die Mathematik. Martin hat mir schon vor Jahren gesagt, daß Mathematik mir liegt. Sonst wäre ich nie auf den Gedanken gekommen, ausgerechnet dieses Fach zu studieren. Es schien ihn oft zu überraschen, daß ich seinen Gedankengängen folgen konnte. Na los, testen Sie mich!« forderte sie Walter auf.

Walter hatte heute gute Laune. Normalerweise hätte er Marian wohl aus seinem Büro hinauskomplimentiert. Er empfand ihr Eindringen schon als grenzwertig frech. Andererseits fühlte er sich ihrer Gegenwart wohl. Deswegen ließ er sich auf eine Diskussion ein und begann, ihr einige Fragen zu stellen.

Einfache, mathematische Grundzusammenhänge zunächst. Logarithmen und Kurvendiskussionen, Integralrechnung, Algebra, Primzahlfaktoren, Symmetriepunktgruppen und analytische, mehrdimensionale Geometrie. Marian hielt mühelos mit. Anscheinend hatte sie in der Schule und auch im Studium aufgepaßt. So wurde ihr Gespräch zunehmend komplizierter. Ein normal Sterblicher hätte ihnen schon bald nicht mehr folgen können. Über Wahrscheinlichkeitstheorie leitete Walter zur Astroinformatik über, Martins Spezialgebiet. Sie besaß weniger Hintergrundwissen als Martin und ihre Gedankengänge erschienen nicht so genial intuitiv. Walter erkannte aber schnell, daß Martin mit Marian über seine Forschungen in Walters Arbeitsgruppe gesprochen hatte und daß sie einige Teile davon erfaßt und verstanden hatte.

Marians Kenntnisse genügten völlig für eine Zusammenarbeit. Vor allem wäre sie wohl als einzige in der Lage, dort anzusetzen, wo Martins Gedanken so abrupt endeten. Dennoch ging ihm das zu schnell und erschien ihm zu leicht. Er mußte zunächst in Ruhe darüber nachdenken, ehe er eine Entscheidung fällte. Vor allem durfte er

sie nicht mit Martin O'Connor vergleichen. Sie besaß eine ganz eigene Persönlichkeit und verhielt sich wesentlich kommunikativer als Martin in seinen besten Tagen. Vielleicht sogar zu kommunikativ, denn ihr Redefluß war gerade wieder schwer zu stoppen.

»Schluß!« sagte er schließlich so energisch, daß er Marian aus ihren Gedanken riß und sie ihn besorgt ansah. »Mademoiselle ... O'Connor, Sie haben es geschafft, mich auf sich aufmerksam zu machen. Dabei sollten wir es aber für heute belassen. Lassen Sie mir bitte Ihre Kontaktdaten hier, oder was immer Sie für mich vorbereitet haben. Ich werde mich damit auseinandersetzen und mich dann bei Ihnen melden.«

Marian nickte und wollte zu einem weiteren Redeschwall ansetzen. Walter unterbrach sie aber mit der Bemerkung, daß er jetzt noch anderes zu erledigen hätte.

»Ein Gespräch mit Ihnen stand heute nicht auf meinem Plan«, sagte er lächelnd zu ihr. Marian nickte und überreichte ihm einen dicken Umschlag. Danach bedankte sie sich und verließ das Zimmer. Ihre roten Locken verschwanden aus Walters Büro, wippten aber noch eine Weile durch sein Bewußtsein, während er nachdenklich auf seinem Stuhl saß.

## Kapitel 5. Team Lefebvre (03.01.2017)

Die Morgensonne strahlte durch das Fenster. Kommissar Georges Lefebvre trank Kaffee in seinem Büro. Ihm gegenüber saß Maurice Belloumi, seit einem halben Jahr Teil von Lefebvres Team. Vor dem Aktenschrank saß Brigadier Marc Moreau. Der schütterere, graue Haarkranz und der kleine Bauch ließen ihn älter erscheinen als Lefebvre. Bereits vor dessen Beförderung zum Kommissar arbeiteten die beiden zusammen und gelegentlich unternahmen sie auch privat etwas gemeinsam.

Als ruhiger Typ bildete Moreau in der Gruppe den Gegenpol zu Lefebvre. Er hätte ebenfalls einen guten Kommissar abgegeben. Ihm fehlte aber der Ehrgeiz, sich für den gehobenen Dienst zu bewerben. »Noch einmal eine Ausbildung und jede Menge Prüfungen stehen meine Nerven nicht durch«, hatte er seinerzeit nach einigen Bieren in einer Bar zu Lefebvre gesagt. »Nicht für die paar Euro, die Du dann mehr verdienst. Ich stehe immer hinter Dir. Neben Dir ist mir aber zu anstrengend.«

Damit war das Thema für ihn erledigt und die beiden redeten nie wieder darüber. Lefebvre wurde Kommissar und holte Moreau zu sich. Bei den Ereignissen im vergangenen Frühjahr lag er nach einem Bandscheibenvorfall im Krankenhaus. Seit seiner Genesung tat er aber wieder seinen Job, als wäre er nie fort gewesen.

Wenn mit Maurice oder Lefebvre das Temperament durchging und sie sich übellaunig anschwiegen, bildete er das Bindeglied, das das Gespräch am Laufen hielt, bis sich einer der beiden wieder beruhigte. Selbst Gabriel Clement respektierte ihn und bildete mit seinen gelegentlichen Anfällen von Professionalität das vierte Rad am Wagen dieser heterogenen Gruppe.

»Was haben wir bis jetzt an Informationen?« fragte Lefebvre in die kleine Runde.

»Nicht viel«, sagte Maurice. »Zumindest nicht über das Opfer. Die Leiche ist noch in der Gerichtsmedizin und der vorläufige Obduktionsbericht sieht mager aus. War ja auch nicht viel übrig nach dem Feuer.«

»Zumindest befand er sich nicht freiwillig in diesem Auto, denn das Loch in seinem Schädel hat sich bestimmt nicht von selbst gemacht. Unter einer Bodenplatte im Fußraum lag übrigens ein Beutel mit einer weißen Substanz«, ergänzte Moreau. »Hat irgendwie das Feuer überstanden. Der Beamte, der den Beutel gefunden hat, tippt auf Heroin oder Kokain.«

»Das muß die Analyse zeigen«, sagte Lefebvre knapp. »Hoffentlich stehen wir nicht vor neuen Problemen. Ein Mord in der Nähe des Place de Stalingrad ist kein gutes Omen. Denkt an die Unruhen im letzten Jahr.«

»Wird schon nicht so schlimm werden«, sagte Maurice.

»Hast Du gestern abend etwas herausgefunden? Du wolltest doch alte Kontakte pflegen.«

Lefebvre und Maurice duzten sich mittlerweile. Der Kommissar hatte ihm vor einigen Wochen das 'Du' mit einem launigen Kommentar angeboten: »Da wir beide ohnehin immer verschiedener Meinung sind, finde ich, wir sollten uns duzen. Es sagt sich viel leichter 'Du Arsch!' als 'Sie Arsch!'. Einverstanden? «

Natürlich war Maurice einverstanden: »Worauf Du einen lassen kannst.«

»Ich hab mich mit dem Kumpel getroffen, mit dem ich früher um die Häuser gezogen bin«, berichtete Maurice.

»Der kannte damals jeden im Viertel. Ich glaub, das ist auch heute noch so.«

»Wird sicher nicht schaden, da am Ball zu bleiben«, sagte Moreau. »Jede Verbindung in diese Szene ist wichtig für uns.«

»Kann sogar sein, daß er in unserem Fall was weiß. Dazu muß ich mich aber mal bei ihm einladen und mit ihm inoffiziell reden. Zumindest kennt er Omar.«

Moreau piffte leise durch die Zähne. »Wow. Der und seine Leute hatten bei den letzten Morden in der Drogenszene immer ihre Finger im Spiel. Es wäre schön, wenn wir ihm endlich etwas nachweisen könnten.«

»Laßt uns zunächst abwarten, was die Gerichtsmedizin sagt«, warf Lefebvre ein. »Maurices Treffen ist schließlich nur zufällig mit diesem Mord zusammengefallen. Er sollte uns nur ein wenig ins Spiel bringen. Daß Du diesen Tahir von früher kennst, ist ein super Zufall.«

»Allzu tief werd ich da nicht eindringen können«, sagte Maurice. »Tahir hat mich sehr nachdrücklich vor meinen Brüdern gewarnt. Wenn meine Familie ins Spiel kommt, wird sich nicht lange geheimhalten lassen, für wen ich arbeite. Mein Vater hat den Vorfall damals im Krankenhaus persönlich genommen. Ich riech den Ärger jetzt schon.«

»Wird schon so schlimm nicht werden. Hatten wir nicht alle Probleme mit unseren Eltern beim Erwachsenwerden?« fragte Lefebvre.

»Den nächsten, der über meine Beziehung zu meinen Eltern Witze reißt, fischt man am nächsten Tag aus der Seine!« Lefebvre und Moreau zuckten synchron zusammen, denn Maurices Blick verriet, daß er die Drohung ernst meinte.

»Man wird doch wohl noch einen Spaß machen dürfen«, versuchte Moreau die Situation zu retten.

»Ihr könnt das gern mit meinen Brüdern diskutieren. Das wird ein Spaß.«

Das Telefon klingelte. Lefebvre nahm ab. »Hallo? ... Oh, hallo Docteur. Okay? ... Okay ... verstehe. Danke. Au'voir.«

Lefebvre wandte sich wieder an Moreau und Maurice. »Docteur Monin von der Gerichtsmedizin. Es war Heroin in dem Beutel. Er läßt den Stoff aber noch genauer untersuchen. Er hat ein komisches Gefühl.« Lefebvre malte mit den Fingern Anführungszeichen in die Luft. »Und er nimmt uns das Loch in seinen Hosen immer noch übel, das ihm Clement im letzten Jahr unabsichtlich verpaßt hat. Apropos, wo ist er eigentlich?«

»Er habe ihn vorhin gesehen«, antwortete Moreau. »Er befand sich aber auf dem Sprung. Scheinbar hat sein Spezi von der Morgenzeitung wieder irgendwelche 'heißen Details' zu unserem Mordfall für ihn.«



»Vielleicht isses wirklich nur ein Mord im Drogenmilieu«, mutmaßte Maurice. »Aber wenn Omar dahintersteckt, krieg ich ihn dafür ran!«

Da klopfte es schon und Gabriel Clement steckte den Kopf herein: »Störe ich?«

»Komm schon rein«, brummte Lefebvre. »Ich hoffe, es hat sich wenigstens gelohnt, unsere morgendliche Besprechung ausfallen zu lassen.«

»Wieso? Ihr seid doch noch hier«, sagte Clement sonnig. »Und ich habe tatsächlich Neuigkeiten!«

Maurice stand auf und ging in eine Ecke des Raumes, als Clement sich mit an den Schreibtisch setzte. Den durchdringenden Körpergeruch seines Kollegen ertrug er immer noch nicht. Lefebvre roch okay und auch Moreaus Geruch war meistens in Ordnung, außer an den Tagen, an denen er Sodbrennen hatte. Nur dieser Clement stank ihm. Es war gar nicht der Schweißgeruch. Schweiß roch unterschiedlich stark, jedoch in der Grundnote immer gleich. Nicht angenehm, aber erträglich. Es war das After Shave, mit dem Clement seinen Geruch zu überdecken versuchte. Eine Kombination von schwerer Süße mit einer strengen Moschusnote. Für Maurice kaum auszuhalten.

Clement sah Maurice irritiert an, hatte aber zu viel zu erzählen, um nachzufragen. Da er das immer so hielt, bestand auch keine Gefahr, daß das Thema einmal auf den Tisch kam. Lefebvre und Moreau wußten um Maurices besondere Fähigkeit und lächelten, während sie die unfreiwillige Pantomime der beiden beobachteten.

Maurice sah seinen überscharfen Geruchssinn mehr als Fluch, denn als Segen und es fiel ihm schwer, Clements Ausführungen zu folgen.

»Es scheint einen neuen Mitspieler in der Drogenszene im Norden zu geben, sagt mein Spezi. Angeblich hat ihm das eine Quelle im Rauschgiftdezernat gesteckt.«

»Biste sicher, daß nicht Du die Quelle bist?« knurrte Maurice aus seiner Ecke.

»Du bist wirklich nicht nett«, klagte Clement. »Kannst Dir wohl nicht vorstellen, daß zwei Männer so auf einer Wellenlänge sind, daß sie einander völlig vertrauen.«

Maurice setzte zu einer patzigen Antwort an, aber Lefebvre ging dazwischen: »Ein neuer Mitspieler also. Gibt es dafür irgendwelche Belege?«

»Die gibt es in der Tat. Die Notaufnahmen der Krankenhäuser im Norden von Paris hatten in den letzten Wochen ungewöhnlich viele Fälle von Heroinvertgiftung. Noch ist niemand gestorben, aber es scheint, als verkaufte da jemand Stoff, der nicht genügend verschnitten ist.«

»Das ist wirklich eine neue Entwicklung«, sagte Lefebvre. »Allerdings frage ich mich, warum Du dazu die Morgenzeitung bemühst und Dich nicht direkt im Dezernat erkundigst.«

Clement wußte für einen Moment keine Antwort. Moreau half ihm mit einem trockenen Kommentar:

»Das hat schon beides seine Richtigkeit, Georges. Wir kriegen diese Information natürlich im Rauschgiftdezernat. Wenn wir denn wissen, welche Fragen wir stellen müssen. Du weißt doch, daß sie manchmal auf ihren Informationen sitzen.«

Clement warf Moreau einen dankbaren Blick zu. Lefebvre schluckte kurz und lenkte dann ein: »Du hast recht, Marc. Wir müssen aber jetzt die richtigen Fragen stellen. Könnte diese Häufung von 'Unfällen' mit unserer Leiche zu tun haben? Gabriel, darum kümmerst Du Dich. Statte den Mädels und Jungs vom Rauschgift einen Besuch ab und bringe in Erfahrung, was sie genau wissen. Sie sollen uns einen zusammenfassenden Bericht schicken, was

aus ihrer Sicht in der Umgebung von Stalingrad los ist. Welche Rauschgifte, welche Dealer, neue Mitspieler usw. Vielleicht haben sie Details, die zu unserer Leiche passen.«

»Jawoll, Boß!« schnappte Clement und verschwand durch die Tür, ehe Lefebvre noch aufstöhnen konnte.

»Vor allem sollten wir herausfinden, wer das Opfer ist«, warf Moreau ein. »Derzeit wissen wir ja nicht einmal, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt.«

»Es ist ein Mann. Soviel wußte der Pathologe schon«, sagte Lefebvre. »Ihr beide könnt solange die Vermißtenmeldungen der letzten Tage durchgehen, und herausfinden, ob jemand davon zu unserer Leiche paßt. Ich bin jetzt mit dem Untersuchungsrichter verabredet.«

»Viel Spaß«, sagte Moreau und verließ zusammen mit Maurice Lefebvres Büro. »Georges hat übrigens unrecht. Sieh Dich bitte vor bei diesem Tahir. Schulfreund hin oder her«, sagte er draußen noch zu Maurice. Der knurrte etwas Unverständliches und verschwand in Richtung des Großraumbüros, in dem ihre Rechner standen.

## Kapitel 6. Francine (04.01.2017)

Jetzt nach den Feiertagen gab es im CERN Institut bei Genf wieder viel zu tun. Der Beschleuniger befand sich offiziell zwar in den Winterferien. Seit Monaten liefen in der Detektorkammer des ATLAS auf Anordnung von Dr. Lies, seit kurzem Direktor des Instituts, aber aufwendige Umbauten. Das gesamte System von heliumgeköhlten Magneten wurde ausgetauscht und durch stärkere Anlagen der neuesten Generation ersetzt.

Francine Aubry gehörte zum technischen Team, das das komplexe Ballett von Pumpen, Magneten, Kühlung und Detektoren am Laufen hielt. Ganz ausschalten konnten sie die Anlage trotz der Umbauten und der Winterferien nicht. Seit einem guten halben Jahr existierte nämlich mitten zwischen all der Technik eine kleine Dimensionspforte. Sie führte in ein Paralleluniversum aus Antimaterie. Ein gräßlich fehlgeschlagenes Experiment hatte sie im letzten Mai ins Universum geschlagen. Zur Zeit zeigte sie keine Aktivität. Damit das auch so blieb, hielten sie einen größeren Bereich zwischen den Detektoren sicherheitshalber unter Vakuum. Was die Antimaterie anrichten konnte, wenn sie durch die Pforte in unser Universum sickerte, hatte ihnen ein gewaltiger Strahlungsblitz gezeigt. Er forderte ein Menschenleben und niemand wollte dieses Ereignis wiederholen.

Sie hatte viel in der Detektorkammer zu tun, seit ihr Chef Aurel Favre sich zwischen den Jahren krankgemeldet hatte. De facto leitete sie jetzt die Technik der Anlage und sie fühlte sich nicht wohl dabei. Die Umbauten mußten ein Vermögen gekostet haben. Bei einem Besuch in der Verwaltung vor einigen Tagen konnte sie einige der Abschlußrechnungen einsehen. Sechs- und siebenstellige Beträge kamen selbst bei einem multinationalen Institut von der Größe des CERN nicht alle Tage vor. Dr. Lies hatte die Umbauten angeordnet, sich aber unglücklicherweise bis dato geweigert, seinen Mitarbeitern ihren Sinn zu erklären und was für Experimente sie hier künftig durchführen würden.

Aber heute würde sie ihn alles fragen, auch wo er das Geld hernahm. Bei der wöchentlichen Besprechung, die er mit dem Teamleiter durchführte, mußte sie Aurel Favre vertreten. Sie suchte ihre Unterlagen zusammen und bereitete sich innerlich auf eine anstrengende Stunde vor.

In Gedanken streichelte sie noch Mona, ihren schwarzen Labrador, der tagsüber in ihrem kleinen Aufenthaltsraum hausen durfte. Aurel hatte ihr das erlaubt, weil sie seit einigen Monaten in Scheidung lebte und tagsüber nicht immer einen Hundesitter fand. Mona ging es hier unten gut und sie schlief die meiste Zeit, wenn Francine anderswo arbeitete. Auf jeden Fall tat es ihr besser, als sie den Tag über allein zu Hause zu lassen.

Mona drückte ihren Kopf gegen Francines Hand, als sie sie in der Ohrmuschel kraulte. Wäre sie eine Katze gewesen, hätte sie geschnurrt. Monas Version von Schnurren war ein tiefes Ein- und Ausatmen, das manchmal ein wenig asthmatisch klang. Francine gab ihr einige Stücke Trockenfutter, die sie gierig fraß, als hätte es wochenlang nichts gegeben. Retriever waren wundervolle Familienhunde, aber irgendwann während ihrer Zucht kam der Rasse das Gen abhanden, das ihnen sagte: *'Ich bin jetzt satt'*. Sie mußte Mona also ständig auf Diät halten, damit sie sich nicht rund und dick fraß.

Francine erneuerte noch das Wasser im Hundenapf und machte sich dann auf den Weg nach oben. Dr. Lies verbrachte fast den ganzen Tag in seinem oberirdischen Büro. Nachdem man ihn zum Direktor ernannt hatte, verzichtete er überraschenderweise auf die neuen, repräsentativen Büroräume inklusive Sekretariat in einem der Hauptgebäude auf der anderen Seite der Route de Meyrin und behielt lieber sein altes Büro im ATLAS Gebäude.

Nicht nur Francine fand dieses Verhalten ungewöhnlich für Lies. Ihre Ruhe hatten sie in der Detektorhalle dennoch. Hier unten ließ er sich nämlich nur sehen, wenn es absolut nicht anders ging. Sie fuhr im Fahrstuhl nach oben, besah auf der Damentoilette ihre Erscheinung nochmals im Spiegel und ging dann zu seinem Büro. Sie klopfte an und trat auf das geschnarrte »Herein!« ein.

»Schön, daß Sie es möglich machen konnten«, begrüßte er sie abwesend. Er hängte gerade ein Flipchart ab, auf dem eine Reißzeichnung des Detektorbereiches zu sehen war. Ein Detail schien verändert zu sein. So schnell kam sie aber nicht dahinter, worum es sich handelte, denn schon wandte sich Lies an sie:

»Wir haben heute Grund zu feiern. Trinken Sie ein Glas Prosecco mit mir?« sagte er und klang plötzlich wieder betont freundlich.

»Gerne.« Francine war angenehm überrascht, ihn in aufgeräumter Stimmung zu erleben. Aurel konnte man regelmäßig für den Rest des Tages nicht mehr gebrauchen, wenn er von seinen wöchentlichen Briefings zurückkam.

Lies schenkte beiden ein Glas ein und sie prosteten sich zu.

»Der ist hervorragend«, sagte Francine anerkennend. »Was gibt es denn zu feiern?«

»Gleich auf den Punkt. Das schätze ich an Ihnen. Sie werden Monsieur Favre nach seiner ... plötzlichen Erkrankung ... vertreten müssen. Für eine Weile. Deswegen müssen Sie alle Details zu seinen Aufgaben wissen.«

»Sie haben recht. Ich kann nur effektiv arbeiten, wenn ich verstehe, was wir jetzt machen«, sagte Francine und versuchte, entschlossen zu klingen. »Die Umbauten der letzten Monate müssen ein Vermögen gekostet haben und so ganz klar ist mir nicht, wozu sie dienen.« Sie stellte ihr Glas wieder ab. Bevor sie nicht genau wußte, was hier lief, blieb sie lieber hochkonzentriert.

»Oh, um die Kosten machen Sie sich mal keine Sorgen.« Lies klang wieder so überheblich, wie sie ihn von früher kannte. »Ich konnte im vergangenen Jahr neue Geldgeber anwerben. Potente Geldgeber, die sich sehr für unser Institut einsetzen. Aufgrund dieses geschäftlichen Erfolges hat man mich auch zum neuen Leiter des Instituts ernannt. Nach dem Weggang von Dr. Magnone ist auch die bisherige Leiterin zum Jahresende in Frührente gegangen. Sie haben ja selbst gesehen, daß es ihr nicht gut ging.«

»Meinen Glückwunsch«, sagte Francine zurückhaltend.

»Danke. Die Umbauten dienen ausschließlich der Sicherheit der Anlage. Es handelt sich im Wesentlichen um eine Verstärkung der Abschirmung. Solange wir diese Singularität nicht verstehen, die wir im letzten Jahr unabsichtlich geschaffen haben, müssen wir allergrößte Vorsicht walten lassen.«

Francine nickte. »Aber ihre Aktivität ist doch in den letzten Monaten gegen Null gegangen«, fragte sie nach. »Wenn wir so weitermachen wie bisher, können die Experimente in allen Instituten, die am LHC beteiligt sind, wieder anlaufen wie geplant. Sehen Sie da Probleme?«

»Natürlich nicht. Aber ich bin nicht nur für den Fortgang der Experimente verantwortlich. Die Unfälle im letzten Jahr waren ... tragisch. Sie dürfen sich auf keinen Fall wiederholen. Deswegen – und da bin ich mir zum Glück mit dem Komitee der Mitgliedsstaaten und dem Konsortium ... unserer neuen Geldgeber einig – steht künftig die Sicherheit an erster Stelle. Wir können schließlich nicht wissen, ob diese 'Pforte' nun für alle Zeit verschlossen ist. Für den Fall, daß sie das nicht bleibt, müssen wir unbedingt vorbereitet sein.«

»Das freut mich sehr, daß Sie das so sehen«, sagte Francine erleichtert. »Dann brauche ich mir also diesbezüglich keine Sorgen zu machen?«

»Aber nicht die geringsten«, versprach Dr. Lies und sein verbindliches Lächeln beruhigte Francine. »In diesem Kontext verstehen Sie jetzt sicherlich auch die vielen Bestellungen besser, die Sie in letzter Zeit für uns managen mußten. Wir brauchen im ATLAS die neuesten Maschinen, die Menschen zu bauen imstande sind und Geld darf da keine Rolle spielen, wenn es um die Sicherheit unserer geschätzten Mitarbeiter geht.«

Freundlich lächelte Lies ihr zu und plötzlich fühlte sich auch Francine erleichtert. Soviel Verantwortungsbewußtsein hätte sie ihm gar nicht zugetraut. Sie lächelte zurück und entspannte sich ein wenig. Jetzt nahm sie das Glas Prosecco wieder vom Tisch und trank einen Schluck.

»Natürlich ist es mit einer verbesserten Abschirmung allein nicht getan«, fuhr Lies nun in ernsterem Ton fort. »Deswegen habe ich den Detektorbereich in den letzten Monaten komplett umstrukturiert. Falls in der Anlage wirklich noch einmal Antimaterie austreten sollte, müssen wir gewappnet sein und die Möglichkeit haben, sie aufzufangen, ehe sie Schaden anrichten kann. Da Monsieur Favre uns nicht mehr zur Verfügung steht, ist es jetzt besonders wichtig, daß Sie sich unverzüglich mit den Planungen vertraut machen.«

»Ich bedanke mich für Ihr Vertrauen.«

»Ich werde Ihre Sicherheitsfreigabe entsprechend erhöhen und Ihnen die nötigen Dokumente zukommen lassen, damit Sie mich künftig besser unterstützen können.«

Francine trank ihr Glas auf einen Zug aus. Sie wußte aus Erfahrung, daß der Direktor sich nicht gerne mit Details befaßte und daß diese 'Unterstützung' mehr als eigenständige Arbeit zu verstehen war, und natürlich, daß sie für eventuelle Fehler geradzustehen hatte, selbst wenn es nicht ihre eigenen waren. Da es in erster Linie um die Sicherheit der Mitarbeiter ging, fühlte sie sich dieser Herausforderung aber gewachsen und freute sich fast ein wenig auf ihren neuen, erweiterten Verantwortungsbereich. Favre käme spätestens in einigen Wochen zurück. Was sollte in der Zeit schon schiefgehen?

Mona sprang laut bellend an ihr hoch und schleckte ihr über den Mund, als sie zurückkam. Francine beugte sich nieder und ließ sich die Liebkosungen gefallen. Als Mona der Meinung zu sein schien, daß sie Francine genügend begrüßt hatte, warf sie sich auf den Rücken und wälzte sich wohligh knurrend auf dem Fußboden hin und her. Francine kniete sich nieder und kraulte Mona am Bauch, bis diese sich schließlich wieder aufrappelte und einmal kräftig schüttelte.

»Ich wünschte, über mich würde sich auch jemand so freuen«, sagte Jacques neidisch, der gerade um die Ecke kam. »Aber im Ernst. Du wirkst gerade, als hättest Du den Hauptgewinn gezogen.«

»Vielleicht habe ich das«, sagte Francine nachdenklich. »Vielleicht haben *wir* das. Es geschehen noch Zeichen und Wunder.«

## Kapitel 7. Amélie (06.01.2017)

Amélie lebte eigentlich in Cambridge. Wenn sie nicht gerade während eines Forschungstrimesters in Paris wissenschaftliche Magazine infiltrierte, unterrichtete sie hier als Fellow am St. John's College Kriminologie und Psychologie sozialer Gruppen.

Die eigentlichen Vorlesungen des Wintertrimesters begannen erst in der übernächsten Woche. Es gab dennoch eine Menge Arbeit für sie. Sie hatte deswegen den Weihnachtsurlaub in der 'Kolonie' kurzgehalten. Dort gab es nur ein Satelliten-Internet, das zum einen nicht sehr schnell lief und in dem man zum anderen sehr viele Seiten aus Sicherheitsgründen sperrte. Hier in England konnte sie sich besser vorbereiten. Es stand ihr eine Vielzahl von Informationsquellen zur Verfügung und was dort nicht geschrieben stand, erfuhr sie über den Flurfunk.

Sie wußte aus eigener Erfahrung, daß sich Inhalte besser vermitteln ließen, wenn ihre Studenten einen Bezug zu aktuellen Ereignissen erkannten. Da sie im vergangenen Frühjahr in Paris ziemlich hautnah in einem echten Kriminalfall steckte, hatte sie ihren Studenten über die Weihnachtsferien eine Hausaufgabe mitgegeben: Sie sollten alles recherchieren, was es in den Medien über den Mord an dem Informatiker Sébastien Giroud zu finden gab und daraus in Form einer Erörterung rückschließen, was damals wirklich passiert sein könnte. Sie war sich sicher, daß sie einige sehr unterschiedliche Versionen der Ereignisse zu lesen bekommen würde, über die sie dann in der Gruppe diskutieren konnten.

Sie selbst hatte aus der 'Kolonie', ihrem Weihnachtsdomizil, auch Hausaufgaben mitgebracht. Sie mußte für die weitere klinische Forschung Probanden suchen. Eine neue Wirkstoffklasse von Medikamenten, die man dort in den letzten Jahren entwickelt hatte, stand bereit für einen größeren klinischen Test.

Es handelte sich dabei unter anderem um das Medikament, das Walter Stein geholfen hatte, seine Alpträume und Visionen zu überwinden, die ihm nach dem Betrachten des O'Connor Panoramas heimsuchten. Die Ergebnisse, die die Forscher von Moíra während seiner Therapie erhalten hatten, erwiesen sich als ungemein nützlich. Sie zeigten ihnen aber auch, daß sie allem die starken Nebenwirkungen der Droge noch genauer untersuchen und die Zusammensetzung anpassen mußten.

Amélie hatte nun die Aufgabe, möglichst frische epidemiologische Daten des Verteilungsmusters verschiedener, dissoziativer Störungen in einer Reihe europäischer Länder zu suchen. In einem oder mehreren der Schwerpunkte sollten dann Vertrauensärzte der 'Kolonie' gezielt einzelne Kollegen ansprechen und sie und deren Patienten zu einer Teilnahme an weiteren Untersuchungen bewegen. Sie bewegten sich damit am Rande des gesetzlich Zulässigen, gewannen aber viel Zeit, in der die Untersuchungen noch nicht an die Öffentlichkeit drangen, wie es bei einer offiziellen Studie in einem Krankenhaus der Fall gewesen wäre. So konnten die Patente für die kommerzielle Verwertung der neuen Wirkstoffklasse später beantragt werden, und galten entsprechend länger. Moíra sicherte sich auf diese Weise eine neue Einnahmequelle, die Jahrzehnte lang sprudeln würde.

Die Daten, die sie benötigte, standen nicht offen im Internet. Sie mußte sie einzeln erfragen. Die ersten Kontakte zu Universitäten, Krankenhäusern und Behörden hatte sie bereits im vergangenen Herbst geknüpft. Im Laufe der nächsten Wochen sollten dann nach und nach die ersten Statistiken eintreffen, die sie zusammenfassen, auswerten, in graphische Form bringen und an die 'Kolonie' weiterleiten würde. Es handelte sich nicht um einen schweren Job, sondern lediglich um Fleißarbeit.

Sie fand, daß sie für diese Woche genug getan hatte. Am College herrschte nämlich keine weihnachtliche Ruhe mehr. Ein Teil ihrer Studenten stand nach den Ferien bereits auf der Matte und stürzte sich mit Enthusiasmus in das neue Trimester, als sie sahen, daß auch ihre Lehrerin bereits arbeitete. In Cambridge studierte man nicht

nach Regelstudienplan. Gute Noten bekam man vor allem durch persönlichen Einsatz bei den Professoren, Dozenten, Tutoren und Fellows, die gemeinsam ein sehr individuell gestaltbares Angebot für die Studenten bereitstellten. Da sich vor allem in den Seminaren und Tutorials selten mehr als eine Handvoll Studenten um einen Lehrer versammelten, fielen körperliche oder geistige Abwesenheit sofort auf.

Ihre Hausaufgabe schien die Studenten über die Feiertage ordentlich beschäftigt zu haben. Sie hatte heute mittag im Speisesaal mit ihnen zusammengesessen. In den letzten Tagen drehte sich das Gespräch beim Essen meistens um verschiedene Berichte, die sie in den ihnen zugänglichen Medien zusammengetragen hatten und die jeder auf seine persönliche Art interpretierte. Indem sie scheinbar locker über verschiedene Aspekte dieser Berichte plauderten, versuchten sie unauffällig, aus Amélies Kommentaren zusätzliche Informationen zu erhalten.

Sie durchschaute das Spiel und hielt sich bedeckt. Ihre Aufmerksamkeit galt auch eher einem neuen Tutor, Jordan Jackson, der am Nachbartisch saß und in charmantem Plauderton mit einer Professorin Smalltalk hielt. Der Flurfunk berichtete, daß er aus den Staaten kam. Mit der gebräunten Haut, seinen dunkelbraunen Augen und dem schwarzen, straff nach hinten gegelten Haar gefiel er ihr besser, als sie sich eingestehen wollte.

Offensichtlich hatte er gerade etwas Lustiges erzählt, denn beide lachten vernehmlich. Jackson legte beim Lachen den Kopf etwas in den Nacken und wirkte dabei sehr entspannt. Als er den Kopf wieder senkte, sah er Amélie kurz in die Augen. Sie senkte instinktiv den Blick. Hatte er ihr etwa gerade zugezwinkert?

Das konnte nicht sein. Dieser Typ Mann stand grundsätzlich nicht auf den Typ Frau, für den sie sich hielt. Sie wandte sich wieder ihren Studenten zu und parierte nonchalant die nächste Fangfrage. Trotzdem kam sie nicht umhin, Jackson hinterher zu blicken, als er nach einigen Minuten in Begleitung der Professorin den Speisesaal verließ. Ein knackiger Hintern in einer passend engen Jeans mit genau der richtigen Dosis Hüftschwung. *'Ein Mann wie der kann sich bestimmt vor Verehrerinnen nicht retten'*, dachte sie.

Jetzt am Freitagabend saß sie wieder zu Hause und verfolgte mit einem Ohr eine Rateshow im Fernsehen. Nebenher scrollte sie auf dem Tablet durch die neusten Nachrichten. Auf einem kalifornischen Flughafen hatte es eine Schießerei gegeben. Die Nachrichten waren voll mit 'nichts-genaues-weiß-man-nicht' Berichten. Amélie scrollte gelangweilt weiter. Morgen würde man mehr wissen.

Das Telefon klingelte. 'Klotho' stand auf dem Display. Klotho Papantoniou hieß die Leiterin jener Gruppe Moíra, für die Amélie nebenbei arbeitete. Ursprünglich handelte es sich dabei um eine weltweit aktive Gruppe von Wissenschaftlern, die in den Wirren des Ersten Weltkrieges entstand. Sie versuchte, die Menschheit vor den schlimmsten Auswüchsen aktueller Forschung zu bewahren. Klotho trat der Gruppe in den siebziger Jahren bei und hatte es mit ihrer Initiative und dem Vermögen ihrer privaten Holding geschafft, die Gruppe von einem akademischen Gesprächskreis zu einer wirtschaftlich arbeitenden Unternehmung und gleichzeitig zu einem geheimen Machtfaktor in der Weltpolitik zu machen. Sie waren bestens vernetzt, und wenn irgendwo auf der Welt ein Wissenschaftler etwas entdeckte, erfuhren sie es als erste.

Amélie mutete den Fernseher, nahm ab und meldete sich: »Hallo Mama. Geht es Dir gut? Was gibt es Neues?«  
»Heute nicht viel«, antwortete Klotho. »Die Sonne brennt und es ist staubtrocken. Du hast nichts verpaßt in der letzten Woche. Was machen Deine Nachforschungen? Gibt es schon erste Daten?«

»Es geht mir auch gut. Danke, daß Du fragst«, sagte Amélie müde.

Stille in der Leitung. Amélie hörte nur ihre Mutter atmen.

»Es tut mir leid. Ich muß eine Rabenmutter sein.«

»Ich komme klar. Ich weiß, daß Du tust, was Du kannst.«

Wieder herrschte Schweigen in der Leitung. Amélie war es schließlich, die es brach. »Es gibt noch keine Daten, aber ich erwarte bereits in der nächsten Woche einige Antworten von meinen Kontakten. Sei sicher, daß Du die erste bist, die die Auswertungen erhält.«

»Es geht Dir nicht wirklich gut, oder?«

»Manchmal ist es schwierig. Ich weiß, wie wichtig unsere Arbeit ist. Dennoch wünschte ich mir etwas mehr Privatleben.«

»Jemand Bestimmtes?«

»Nein.«

»Schade.«

»Ist bei Dir auch alles in Ordnung, Mama? Du rufst doch sonst nur an, wenn es brennt.«

»Sei einfach vorsichtig, mein Kind. Wir hatten heute Besuch. Der Sicherheitsdienst hat in der Morgendämmerung eine kleine Gruppe Camper aufgegriffen, die in einem benachbarten Tal gezeltet haben. Urlauber. Sagen sie jedenfalls. Ich habe kein gutes Gefühl dabei.«

»Habt ihr sie festgesetzt?«

»Natürlich. Du weißt, daß ich kein Risiko eingehe.«

»Sei nett zu ihnen. Vielleicht sind es wirklich nur Leute auf Abenteuerurlaub. Leute, die Motorradausfahrten ins jemenitische Bergland buchen, fahren sicher auch in die chilenischen Hochanden.«

»Keine Sorge. Ich werde sie nachher befragen und dann angemessen reagieren.«

## Kapitel 8. Klotho (06.01.2017)

Klotho Papantoniou verabschiedete sich von ihrer Tochter und legte auf. Warum hatte sie Amélie eigentlich angerufen? Daß gute Ergebnisse ihre Zeit brauchten, wußte sie selbst. Nach längerem Grübeln gestand sie sich ein, daß sie die Gegenwart ihrer Tochter vermißte und eigentlich nur ihre Stimme hören wollte. Vielleicht sollte sie ihr das beim nächsten Mal einfach sagen und keine Geschäfte vorschieben.

Der unerwartete Besuch, den der Sicherheitsdienst aufgegriffen hatte, gab ihrer schon lange gehegten Sorge Nahrung, daß sie hier nur so lange sicher waren, wie sie es schafften, die Existenz der 'Kolonie' geheim zu halten.

Der Besuch von Mike Peters im vergangenen Jahr hatte gleich mehrere Schwachstellen aufgedeckt, an die sie noch nicht gedacht hatten. Amélie hatte natürlich die Rechercheergebnisse, die Mike zu ihnen geführt hatten, mit ihr geteilt. Dies hatte ihnen erlaubt, eine Reihe von Informationslecks zu schließen.

Dennoch: Die Besucher aus der Nachbarschaft konnten tatsächlich ein Zufall sein. Sicher war das aber nicht. Das Konsortium war ein überaus mächtiger Gegner und sie durfte sich nicht noch einmal den Fehler erlauben, es zu unterschätzen.

Ángel wäre in der Lage, die Wahrheit aus ihren Besuchern herauszuholen. Meist schaffte er das sogar, ohne Gewalt anzuwenden. Er hatte aber in Schweden zu tun und sie erwartete seinen Bericht erst in einigen Tagen. Es half nichts. Sie mußte ihre Gäste selbst interviewen und sich auf ihre Menschenkenntnis verlassen.

Die Befragung machte sie nicht schlauer. Die Erklärungen, die sie erhielt, schienen plausibel. Sie saßen zusammen bei einer Tasse Tee im Innenhof des Häuserblockes, in dem sie die vier Camper untergebracht hatten. Es gefiel

ihnen natürlich nicht, daß man sie einfach aus dem Schlaf gerissen und samt ihrer Ausrüstung in einem fensterlosen Wagen hierher gebracht hatte. Ihre Entrüstung konnte echt sein. Vielleicht handelte es sich wirklich nur um Abenteuerurlauber, die die großartige Natur der Anden fernab von jeder Zivilisation erleben wollten.

Einer hatte sogar ein kleines Teleskop dabei, mit dem er nachts die magellanschen Wolken beobachten wollte. Klothos fragte, warum sie dann nicht in die Atacama gefahren seien, wo die Sichtbedingungen noch besser seien als hier, brachte ihn kurz aus der Fassung, aber auch das mußte nichts bedeuten.

Zu denken gab ihr der Kommentar eines ihrer Techniker, daß dieses Teleskop von der Bauart her eigentlich zu klein dimensioniert war, um damit Sterne und Galaxien genauer zu untersuchen, daß man es aber hervorragend für Beobachtungen auf der Erde einsetzen konnte.

Dieses Detail gab am Schluß den Ausschlag. Klotho beschloß, mit den Campern kein Risiko einzugehen. Sie einfach verschwinden zu lassen, würde zu viel Aufsehen erregen. Sie hatte aber noch andere Möglichkeiten.

Moíra betrieb auf dem Gelände der 'Kolonie' von Beginn an pharmazeutische Forschung. Sie entwickelten eine Reihe von psychoaktiven Wirkstoffen, die Menschen mit verschiedenen seelisch bedingten Leiden wie Depression und schweren Neurosen später einmal ein normales Leben ermöglichen sollten. Viele dieser Wirkstoffe befanden sich erst in einem recht frühen Stadium der klinischen Erforschung. Für das Antidissoziativum, das ihrem Freund Walter Stein aus einer schweren Krise geholfen hatte, suchte ihre Tochter Amélie in Europa jetzt einen erweiterten Kreis von Testpersonen.

Bei einer weiteren dieser Entwicklungen handelte es sich um ein neues Derivat von Propranolol. Diese Medikamentenklasse setzte man bereits erfolgreich zur Erinnerungsabschwächung bei Traumapatienten ein und sie leistete dort gute Dienste. Das Präparat, das Moíra entwickelt hatte, wirkte aber um vieles stärker. Es löschte das Kurzzeitgedächtnis nach der nächsten Schlafphase komplett. Der Wirkstoff verhielt sich in dieser Beziehung ähnlich wie KO-Tropfen. Es gab aber noch einen weiteren Effekt, der weit darüber hinaus ging. Rief man den Versuchspersonen nämlich vor Eintritt der Schlafphase weitere Ereignisse aus der Vergangenheit zurück ins Gedächtnis, so wurden auch diese mit gelöscht.

Klothos Plan war es, den vier Campern diesen Wirkstoff zu verabreichen und sie dann von ihren Leuten intensiv nach den Ereignissen der vergangenen Wochen befragen zu lassen, während sie unter seiner Wirkung standen. Danach würden sie ein Schlafmittel erhalten und in dieser Zeit zurück nach Santiago gebracht werden. Reichte die folgende Amnesie weit genug zurück, könnten sie sich nach dem Aufwachen nicht mehr daran erinnern, wo sie gewesen waren und was sie in ihrem Urlaub sonst noch geplant hatten. Damit konnten sie den Standort der 'Kolonie' nicht verraten.

Als Leiterin von Moíra kannte sie fast keine Skrupel, wenn es um die Sicherheit ihrer eigenen Leute ging. Der Schutz ihrer Organisation und der 'Kolonie' stand für sie an erster Stelle. Daß sie die Ungiftigkeit des neuen Medikamentes noch nicht abschließend geklärt hatten, störte sie nicht. Sie erteilte die nötigen Anordnungen und verließ das Gebäude.

Die nächsten Stunden verbrachte sie damit, die Sicherheitsvorkehrungen zu verschärfen. Sie plante Kamerastützpunkte auf den umliegenden Hügeln. Dazu bestellte sie eine Reihe hochauflösender Kameras und zusätzlich einige Drohnen für Luftüberwachung. Noch einmal sollte ihnen niemand so nahe kommen, daß sie überraschend in der Umgebung auftauchten. Außerdem würde sie dafür sorgen, daß die hier in der Gegend verbreiteten dornigen Büsche in den Richtungen, aus denen man sich zu Fuß nähern konnte, besonders dicht wuchsen. Das ließ sich durch gezielte Bewässerung, leichtes Düngen und einige Neuanpflanzungen schnell bewerkstelligen und



würde zumindest Klettertouristen abschrecken, ohne daß sie dabei das Landschaftsbild verändern mußten. Vielleicht machte es auch Sinn, das Tal, durch das man zu ihnen kommen mußte, mit einigen Fernzündern zu vermischen.

Einige Tage später kamen vier Leute auf einem Platz in einem Vorort Santiagos wieder zu sich. Ihre gepackten Trekking-Rucksäcke standen neben ihnen. Sie froren in der Morgenkühle und es dauerte fast eine Stunde, bis jeder von ihnen seine fünf Sinne wieder beisammen hatte. Sie saßen zusammen und versuchten herauszufinden, was ihnen zugestoßen war. Niemand von ihnen konnte sagen, wie sie hierhergekommen waren. Sie erschrakten, als sie das aktuelle Datum auf der Digitaluhr einer Bankfiliale sahen, die sich einige Häuser entfernt befand. Es schien für alle mehr als zwei Wochen vergangen zu sein. Zwei von ihnen erinnerten sich nicht einmal, nach Südamerika gereist zu sein.

Alle litten sie unter großer Übelkeit und körperlicher Schwäche. Als sich einer von ihnen spontan auf das Pflaster erbrach, rief ein vorbeikommender Passant den Notarzt. Dieser ließ sie in ein städtisches Krankenhaus bringen, wo man sie zunächst stabilisierte und umfassend untersuchte. Die Ärzte tippten auf eine Vergiftung. Außer Spuren eines langwirkenden Schlafmittels konnten sie aber in den Blutwerten nichts Auffälliges finden.

Da sich der Zustand der Camper nach einigen Tagen besserte, entließ man sie schließlich als geheilt und schickte sie nach Hause. Keiner von ihnen würde sich aber je wieder daran erinnern können, was sie in den vergangenen Wochen erlebt hatten. Das einzige, was ihnen blieb, waren sporadische Alpträume und ein unbestimmtes Gefühl, daß ihnen Leute auf der Straße zu folgen schienen.

## Kapitel 9. Maurice (07.01.2017)

Tahir öffnete selbst die Tür und hatte sein breitestes Lächeln aufgesetzt. Er freute sich offensichtlich über Maurices Besuch und begrüßte ihn mit einer herzlichen Umarmung. Der ertrug sie wie üblich mehr, als daß er sie genossen hätte und entwand sich dem Griff schnell.

»Willkommen, Rice. Hey, ich freu mich doch nur. Ich will Dir nix tun!«

»Weißte doch. Ich kann das nich so zeigen. Aber ich freu mich auch, daß ich hier sein kann.«

»Und wir freuen uns, daß Du da bist«, Tahir führte ihn ins Wohnzimmer und stellte ihn seiner Frau Nadine vor, einer hochgewachsenen, brünetten Schönheit. Sie trug eine dünnrandige, unauffällige Brille und begrüßte ihn mit einem freundlichen Lächeln und einem unerwartet kräftigen Händedruck.

»Das kommt davon, daß ich Tahir manchmal am liebsten den Hals umdrehen würde, wenn er wieder einmal irgendein Ding gedreht hat«, erklärte sie, als sie Maurices erstaunten Blick sah. »Deswegen übe ich immer heimlich und wringe unsere Wäsche von Hand aus.«

»Hey, hey!« protestierte Tahir. »Ich hoff doch sehr, daß Du mich noch ne Weile leben läßt! Schließlich ham wir einiges vor zusammen.« Er zwinkerte Maurice zu, nahm Nadines Hand und küßte sie sanft.

Auf dem Tisch standen bereits Teller, Besteck und Schälchen, aber sie setzten sich zunächst auf das Sofa. Nadine brachte einige Häppchen zum Aperitif und etwas zu trinken. Tahir entkorkte später zum Essen eine Flasche Rotwein. Maurice fühlte sich in Gegenwart der beiden so wohl, daß er sein knurriges Wesen für eine Weile vergaß und einige Male sogar herzlich mitlachte, wenn Tahir einen Witz erzählte, auch wenn die Pointe gelegentlich auf seine oder Nadines Kosten ging.

»An Dir is echt nen Unterhalter verlorengegangen«, sagte Maurice anerkennend. »Das hatteste schon in der Schule drauf.« Tahir lächelte geschmeichelt.

»Glaub nicht, daß das hier immer so läuft.« Nadines Stimme strahlte plötzlich eine Autorität aus, daß die beiden Männer zusammenzuckten. »Nächste Woche ist er mit Kochen dran!«

»Wir ham die ganze Zeit nur über mich geredet. Was hast Du eigentlich nach der Gendarmerie gemacht?« fragte Tahir plötzlich.

Maurice hatte sich auf diese Frage vorbereitet und wunderte sich nur, daß Tahir sie nicht schon früher gestellt hatte. »Ich bin der Wanderpokal bei den Pariser Kommissariaten«, antwortete er und er bemühte sich nicht, seine Verlegenheit zu verbergen. »Leute wie wir«, er deutete dabei auf Tahir und sich »ham es nich leicht bei diesen Stadtleuten. Das kannst Du denken.«

»Das hätteste mir doch schon in der Bar neulich sagen können.« Tahir setzte wieder sein unglaublich breites Grinsen auf. »Biste sicher, daß es nur an Deiner Herkunft liegt? Immerhin warste auch nie wirklich nen Prince Charming.«

Maurice bemühte sich, verlegen zu erscheinen. »Das is wohl richtig. Zuletzt ham se mich jedenfalls im Vierten abgestellt. Was glaubste, was das für nen Spaß macht, im Marais Strafzettel zu schreiben?!«

»Zumindest haste auch jeden Monat Geld auf Deinem Konto. Viele Leute hier ham das nich. Da ham wir hier das schon ganz gut getroffen. Tchin-tchin!« Tahir erhob sein Glas und alle drei stießen zusammen an.

Nadine verabschiedete sich nach dem Essen. »Ich muß leider gehen. Ich treffe mich noch mit meinen Freundinnen«, entschuldigte sie sich. »Das wird bestimmt spät. Also wartet nicht auf mich.«

»Ist Kamila auch dabei?« Nadine nickte. »Grüß sie von mir.

»Kamila ist Omars Freundin«, erklärte er, als Nadine gegangen war.

Sie blieben noch eine Weile sitzen. Tahir öffnete eine zweite Flasche Rotwein. Maurice dachte darüber nach, daß sein Gegenüber der einzige Gefährte aus seiner Schulzeit und den Jahren danach war, der der Beschreibung 'Freund' auch nur nahekam. Mit allen anderen hatte er sich nur befaßt, wenn es nicht anders ging. Ein Stück weit genoß so auch Maurice das Wiedersehen und es hinterließ bei ihm einen schalen Nachgeschmack, daß er ihn eigentlich besuchte, um ihn auszuhorchen.

»Ich fänds schön, wenn wir uns wieder öfter sehn könnten«, sagte Tahir schließlich mit schon etwas schwerer Züge. »Planste nich mal, wieder aus der Stadt rauszuziehen? Dort hält Dich doch nix. Und die Mieten sind hier auch günstiger.«

»Nee, Du hattest Montagabend schon recht. Ich hab kein Bock, meinen Brüdern übern Weg zu laufen. Und Omar zweimal nich.«

Tahir wurde plötzlich wieder ernst. »Stimmt. Hab ich grad für nen Moment vergessen. Außerdem – auch wenn Du nur Strafzettel schreibst, biste trotzdem ein Flic.«

»Was war das eigentlich mit Omar und diesem Toten in Stalingrad, was Du mir am Montag nicht erzählen wolltest?«

»Das hat ziemlich Aufsehn erregt.« Tahir sprach jetzt sehr leise. »Omar sagt, er wars nich. Hab ich wenigstens so gehört. Andererseits soll ein Pfund Rauschgift im Auto gewesen sein. Omar würd niemals Stoff einfach so verbrennen. Er produziert ihn ja nich selbst. Das paßt alles nich zusammen, findste nich auch? Sowas schmeißt man doch nich einfach weg.«

»Klingt ein bißchen, als wüßte Omar aber, wer dahintersteckt. Irgendwer scheint da nen mieses Spiel zu spielen. Vielleicht soll jemandem was angehängt werden?«

»Das glaub ich nich. Der Typ war nich von hier, hab ich gehört. Es sind alle sehr aufgeregt, aber es wird wohl niemand vermißt.«

»Siehste Omar denn noch öfter, wenn Du soviel hörst?«

Tahir wirkte verlegen. »Läßt sich nich vermeiden. Omars Mädels Kamila ist ja die beste Freundin von Nadine. Da erfährt sie so einiges, und ich mit ihr. Die Cliquen von früher hängen auch heute noch zusammen. Du wärest selbst noch drin, wenn Du nicht zur Gendarmerie gegangen wärest. Nur jetzt, wo Du ein Flic bist ... eigentlich dürft ich mit Dir gar nich über sowas reden.«

»Von mir erfährts keiner«, versprach Maurice. »Ich hab selbst Ärger genug am Hals und kein Bedürfnis, mich wichtig zu machen.«

»Laß uns das Thema wechseln«, bat Tahir, der die Unterhaltung anscheinend gerade unangenehm fand. Er sah zwischendurch beinahe gequält auf Maurice. Auf einmal stand er auf und wanderte unruhig hin und her. Jetzt mischte sich eine neue Geruchsnote in seinen Körpergeruch. Angst.

»Ich würd gern noch ein wenig mit Dir um die Häuser ziehen. Nadine ist unterwegs. Wir haben die Stadt ganz für uns. Laß uns so nen Junggesellenabend machen. Ganz wie früher. Ich hab das echt vermißt. Und keine Angst Rice, ich kenn nen paar Clubs, in die Omar bestimmt nich geht«, fügte er hinzu, als er Maurices besorgten Blick sah.

Maurice mochte es nicht, mit seinem alten Spitznamen angesprochen zu werden. Den Preis würde er wohl zahlen müssen, solange er sich unter den Leuten bewegte, die ihn von früher kannten. Er fand aber, daß er von Tahir bereits einiges erfahren hatte, das anfang, die Puzzleteile um den Stalingrader Mord zu sortieren. Warum also nicht noch ein wenig Spaß haben?

So nickte er zustimmend und beide gingen sie die Treppen hinunter auf die Straße. Tahir legte wie früher freundschaftlich seinen Arm um ihn. Maurice erschauerte kurz innerlich. Zuletzt hatte er sich das von Mike gefallen lassen. Dann nahm er es aber hin und die beiden spazierten zusammen durch den Stadtteil.

Sie gingen zwischen Wohnblöcken und Mehrfamilienhäusern hindurch, bis sie den Canal de Saint-Denis erreichten, den sie über eine Fußgängerbrücke querten. Auf der anderen Seite folgten sie der Uferstraße und nutzten dann eine Unterführung, um eine Schnellstraße in der Nähe der Porte de Paris zu kreuzen. Auf der anderen Seite leuchtete ihnen schon die Außenwerbung einer Shisha-Bar entgegen.

Maurice bestellte sich einen Tee mit marokkanischer Minze und Tahir ließ sich eine Wasserpfeife bringen. Den Tabak, den er mitbekam, reicherte er vor dem Anzünden noch mit einigen dunklen Krümeln an, die Maurices Nase zielsicher als Hasch identifizierte.

Nachdem Tahir einige Züge genommen hatte, entspannte er sich sichtlich. Er bot ihm die Pfeife an und auch Maurice nahm einige Züge. Die Wirkung des Haschischs setzte schnell ein. Eine heitere Stimmung machte sich in ihm breit, die so gar nicht zu seinem Auftrag paßte. Auch Tahir sah jetzt wieder sehr aufgeräumt aus.

Maurice nahm einen Schluck von seinem Tee. Das Aroma der Minze vermischte sich mit dem alles durchdringenden Geschmack des Rauschgifts auf seiner Zunge zu einer Komposition, die er als extrem angenehm empfand. Vielleicht sollte er zu Hause wieder gelegentlich einen Joint rauchen. Vielleicht sollte er sich mit Tahir wieder öfter treffen und die alte Freundschaft wiederaufleben lassen. Schließlich stammte er von hier. In den letzten Jahren hatte er alles getan, um sich nicht mit seiner Vergangenheit auseinandersetzen zu müssen. Die alte Clique wiedersehen. Was sollte daran so schlimm schon sein? Die Welt fühlte sich plötzlich viel freundlicher an.

»Verdammt, is das Gras stark«, sagte er mit schwerer Zunge.

»Vielleicht biste den Stoff einfach nich mehr gewöhnt, den wir hier rauchen. Ihr kriegt doch bestimmt nur irgendeinen Verschnitt und nicht unser gutes Zeugs.«

»Vielleicht is das so«, sagte Maurice brummig. »Vielleicht bin ich auch nur außer Übung.«

»Laß uns ein Taxi rufen«, schlug Tahir vor. »Ich kenn da nen Club, in dem gehts bald ab.«

»Gute Idee. Ich will tanzen.«

Sie saßen schweigend auf der Rückbank. Tahir nannte eine Adresse und der Fahrer fuhr um den alten Stadtkern von Saint-Denis herum in nordöstlicher Richtung nach Val-d'Oise. In einem Gewerbegebiet befand sich ihr Ziel. Wenn man den Betrieb auf den benachbarten Parkflächen als Maßstab nahm, war er gut besucht. Sie standen bereits auf der Zufahrtsstraße im Stau, so daß Tahir den Fahrer bezahlte und sie die letzten Schritte zu Fuß gingen.

Die frische Nachtluft tat Maurice gut. Tief ein- und ausatmend ging er neben Tahir her. Was auch immer er da geraucht hatte, wirkte viel stärker als das Gras, das er von seinem Dealer bekam. Das Blut pulsierte heiß durch seine Adern und vernebelte ihm die Sinne. Die Kühle half ein wenig, das in den Griff zu bekommen und vor allem gerade zu gehen. Ein wenig ging es ihm jetzt tatsächlich wie damals, als sie noch zusammen am Wochenende die Gegend unsicher gemacht hatten.

Der Einlaß in den Club sah von außen unauffällig aus. Eine solide Feuerschutztür mitten in der Betonwand einer einstöckigen Industriehalle. Nur eine lange Schlange von Leuten wies darauf hin, daß in dieser Halle etwas geboten wurde, ebenso wie die Nummernschilder der Autos, die aus mehreren der umliegenden Departements kamen.

Tahir ging mit Maurice zielstrebig an der Schlange vorbei und zeigte den Türstehern etwas, das eine Marke sein konnte. Maurice konnte es auf die Schnelle nicht genau erkennen. Der Mann nickte kurz und schloß ihnen eine kleine Tür auf, die sich einige Meter neben dem Haupteingang befand. »Viel Spaß«, sagte er.

»Ey, will auch so ne Marke!« rief es mit schwerer Zunge hinter ihnen aus der Schlange. Dann schloß der Türsteher die Türe hinter ihnen.

Sie befanden sich in einem schummrig ausgeleuchteten Raum, der mit einigen Sesseln und niedrigen Tischen bestückt war. An einer Wand befand sich eine große Garderobe, auf der bereits eine Reihe Klamotten hingen.

»Ist das nen VIP-Eingang?« fragte Maurice und seine Hochachtung vor Tahir wuchs.

»Ich bin hier sowas wie nen ... Stammgast«, sagte Tahir und seine Stimme klang verlegen. Maurice war sich einen Moment lang nicht sicher, was der Unterton in seiner Stimme wirklich bedeutete, aber sein Blut befand sich bereits in Wallung. Er hörte das Wummern der Bässe durch die Tür hindurch, die ihren Raum vom Rest des Clubs trennte. Ja, es war genau wie früher. Er mußte jetzt da raus. Sich den Frust der Woche aus den Knochen tanzen.

Tahir ging voran. Auf der anderen Seite der Tür standen zwei Leute von der Security. Tahir zeigte wieder seine Marke vor und die Türsteher ließen sie anstandslos durch. Die Tür mußte schallisoliert sein, denn auf der anderen Seite schlug ihnen ein Tsunami aus Bässen entgegen. Auf ihm schwammen die zerschmetterten Gespräche der umstehenden Leute. Sinnlose Wortfetzen. Gelächter. Klirrende Gläser. Sie stürzten über Maurice zusammen und rissen ihn mit.

»Ich hol uns zwei Drinks«, rief Tahir Maurice hinterher, der bereits der Tanzfläche entgegenstrebte.

Ihm ging es gut wie schon lange nicht mehr. Genau das hatte er gebraucht. Warum hatte er das nicht schon lange gemacht? Gerade vor einer Woche hatte er eine Einladung Mikes ausgeschlagen, mit ihm zur Silvesterparty ins

'Le Club' zu gehen. Aber jetzt stand er hier. Heute würde er alles nachholen, was er in den vergangenen Monaten versäumt hatte.

Sein Körper trieb auf der Welle der Bässe, die die mannshohen Boxen hinter der Tanzfläche ausstießen. Er ließ sich von den schnellen Rhythmen durchdringen. Riesige Strahler schienen auf die Tanzfläche, aber er bemerkte ihre Wärme kaum. Seine Jacke hatte er eben an der Garderobe gelassen. Sein Tank Top, das die breiten Schultern mehr betonte als verhüllte, war im Nu schweißnaß und klebte ihm am Körper. Er genoß die bewundernden Blicke, die ihm viele der Mädels um ihn herum zuwarfen, und sogar einige der Männer.

Wieviel Zeit inzwischen vergangen war, wußte er nicht. Schließlich, als er einige der Endorphine aus seinem Körper getanzt hatte, fiel sein Blick auf Tahir, der in einer kleinen Gruppe Männer am Rand der Tanzfläche stand. Der lachte und hielt ihm einen Wodka Orange entgegen, von dem bereits das Kondenswasser tropfte.

»Hier Rice, trink. Du brauchst Flüssigkeit«, rief er ihm durch den Lärm zu.

Maurice verließ die Tanzfläche und nahm dankbar einige Schlucke aus dem Glas. Tahir mußte schon eine Weile auf ihn gewartet haben.

»Tut mir leid«, sagte Maurice, als er das erkannte. »Aber war das geil! Einen tollen Club haste uns ausgesucht.«

Jetzt, wo sein Pulsschlag sich langsam normalisierte, nahm er auch seine Umgebung wieder wahr. Sie standen zwischen einem halben Dutzend Männer, die alle ähnlich muskulös gebaut waren wie er. Einer von ihnen schien ihn schon seit einiger Zeit anzusehen. Er war ähnlich leicht gekleidet wie Maurice, aber sein Körper war über und über tätowiert. Die Tattoos zogen sich über den Nacken bis hinauf auf seinen kahlrasierten Kopf. Seine Nase zeigte Spuren eines alten Bruchs und eine Narbe an der linken Schläfe zeugte davon, daß er sich schon öfter mit anderen geprügelt hatte. Die kindlich schwarzen Augen in dem runden Gesicht blickten voller Haß auf Maurice.

Es war Omar.

## Kapitel 10. 1920

Ihre Wanderung durch das Hügelland westlich des Starnberger hatten sie beendet und Werner führte mit seinen beiden Marschgefährten Robert und Kurt eine lebhafte Diskussion über die Theorie der Atome, ein recht anspruchsvolles Sujet für die bald anstehenden Abiturprüfungen.

Im Kern ging es darum, daß Atome aufgrund des chemischen Verhaltens der Elemente zwar als Strukturelemente postuliert werden mußten, daß man sie aber vermutlich niemals direkt zu Gesicht bekommen würde. Über die Gründe waren sich die Drei jedoch uneins. Kurt war der Meinung, daß Atome bestenfalls ein Zwischenprodukt wären und vermutlich ebenfalls ad Infinitum aus kleineren Einheiten aufgebaut sein müßten. Daher wäre eine Diskussion über Atome von vornherein sinnlos. Robert sah das Problem von einer philosophischen Seite und vermutete, daß Atome lediglich Symmetrieeigenschaften grundlegender Strukturen des Raumes seien und daß alle Zeichnungen und Modelle in den Lehrbüchern den Blick auf die wahren Zusammenhänge eher verschleierten als erhellten.

Alle drei stimmten aber darin überein daß Atome nicht mehr waren als ein Konzept, das es erlaubte, chemische Reaktionen zu erklären und deren Ergebnisse vorherzusagen. Modelle, die etwas über die Form und Struktur eines Atoms aussagten, spiegelten aus ihrer Sicht zwar den jeweiligen Forschungsstand wieder. Etwas wie das 'Aussehen' eines Atoms erklärten sie aber nicht, sondern lediglich die Meßergebnisse, die man zur Bildung des jeweiligen Modelles heranzog.

Jetzt lagen sie in ihrem Viermannzelt und seine Nachbarn schliefen bereits dem kommenden Tag entgegen. Werners Gedanken kreisten immer noch um die nachmittägliche Diskussion. Je weiter sich sein Geist dem Einschlafpunkt näherte, desto mehr verwirrten sie sich. Schließlich glitt er hinüber in die andere Wirklichkeit.

*Unvermittelt befand er sich wieder in den Unruhen des vergangenen Jahres. Man hatte ihn mit einigen Schulkameraden zur Unterstützung eines Freikorps herangezogen. Dessen Aufgabe war es, die Münchener Räterepublik zu beenden. Wenn sie nicht gerade Telefondienst machten oder zur Schule gingen, strichen sie in kleinen Gruppen durch die Straßen der nördlichen Vorstädte und versuchten Informationen zu sammeln.*

*Einmal gerieten sie unabsichtlich in ein Gefecht des Korps mit einer Gruppe Plünderer. Bei ihren Versuchen, die Gefahrenzone zu verlassen, wurden sie getrennt und Werner fand sich in einem ihm nur wenig bekannten Teil Schwabings wieder, weit im Norden, in der Nähe der städtischen Kliniken. Zurück konnte er nicht. Der Lärm der Schüsse ließ keinen Zweifel daran, daß es dort noch höchst gefährlich war. Also versuchte Werner, das Gebiet in südlicher Richtung zu umgehen.*

*In der aufkommenden Dämmerung erreichte er schließlich wieder eine ihm bekannte Straße, von der er wußte, daß sie zum Feilitzschplatz führte. Dort endete auch die Leopoldstraße. Deren südliche Verlängerung war die Ludwigstraße, in der sich das Hauptquartier seines Korps befand.*

*Die Strecke nahm einige Zeit in Anspruch und die Dunkelheit fiel rasch über die Stadt. Plötzlich löste sich aus einem Hauseingang ein Schatten, der sich ihm in den Weg stellte. Ein Junge in seinem Alter stand vor ihm. Seine Kleidung sah völlig zerlumpt aus und das Gesicht, das unter der Soldatenmütze gerade noch zu erkennen war, wirkte bei der schwindenden Beleuchtung wie ein hohler Schatten. Der Junge hatte zweifellos einiges durchgemacht. Das Gewehr in seiner Hand ließ aber keinen Zweifel daran, wie die Machtverhältnisse verteilt waren.*

*»Wer da? Freund oder Feind?« wurde er angerufen.*

*Die rhetorische Frage wäre zu einer anderen Zeit vielleicht lustig gewesen. Werner, der gerade froh war, aus der Kampfzone entkommen zu sein, ergriff aber die nackte Angst beim Anblick des Gewehres. »Ich ... ich ... habe mich verlaufen und suche den Weg nach Hause«, stammelte er.*

*»Ein Münchener, der sich in seiner eigenen Stadt nicht auskennt? Du hast Dich verraten. Du gehörst nicht zu uns. Du gehörst zu den Korps, die uns angreifen. Du gibst mir sofort alles, was Du hast!«*

*Der Junge nahm zur Unterstützung seiner Forderung das Gewehr hoch. Werner, der sich vor Angst fast in die Hosen machte, griff intuitiv in die Innentasche seiner Jacke, erwischte aber anstelle des Geldbeutels ein Stück Brot, das er sich mittags als Notvorrat eingesteckt hatte, falls er nicht rechtzeitig heimkam. Der Junge, der wohl seit Tagen nichts mehr zu essen bekommen hatte, sah das Brot und griff gierig danach.*

*Werner nutzte den Augenblick der Unaufmerksamkeit, stieß den Jungen vor die Brust, so daß der das Gleichgewicht verlor, und rannte davon, so schnell ihn seine Füße tragen konnten. Hinter sich hörte er lautes Fluchen und dann nach einigen Sekunden einen Schuß.*

*Mit diesem Augenblick veränderte sich Werners Perspektive. Er überblickte die ganze Szene, die plötzlich in helles Licht getaucht zu sein schien. Er sah den Schützen. Er sah sich selbst in Zeitlupe davonrennen und er sah noch etwas. Er sah die Patrone fliegen!*

*Die Zeit schien immer langsamer zu vergehen. Die Augenblicke dehnten sich endlos. Werner konnte anhand der Flugbahn des Geschosses klar erkennen, daß es ihn unmöglich verfehlen konnte. Kälte ergriff ihn. Seine Angst wuchs ins Unermeßliche. Gleich mußte es soweit sein. Fast hatte ihn die Kugel schon erreicht, da passierte – ja was denn eigentlich?*

*Er sah die Kugel fliegen und gleichzeitig sah er sie nicht. Je genauer er ihre Geschwindigkeit bestimmen wollte, desto unschärfer wurde das Bild. Zuerst ein kleines, etwas unscharfes Wölkchen, dann expandierte die Wolke, sie wuchs an zu einer Kugel in Handballgröße, sie wuchs immer weiter, bis sie schließlich als diffuser Nebel die ganze Straße ausfüllte.*

*Dann verschwand sie. Die Kugel hatte ihn entgegen aller Wahrscheinlichkeit verfehlt und er konnte weiterlaufen. Entkommen.*

Mit einem lauten Schrei schreckte Werner hoch. Ein leises Grummeln zeugte davon, daß er die Nachtruhe der anderen gestört hatte. Frierend saß er in der kalten Luft. Sein Atem bildete Wölkchen von Nebel. Die erste Morgendämmerung zeigte an, daß die Sonne bald aufgehen würde.

»He, Du hast wohl schlecht geträumt?« sagte Karl, sein Nachbar, leise. Werner hatte ihn auf der Wanderung mehrfach heimlich betrachtet. Er beteiligte sich nicht an ihrer Diskussion. Um seine vollen Lippen spielte aber regelmäßig ein wissendes Lächeln. Er war hochgewachsen und Werner fand sogar, daß er hübsch aussah. Jetzt richtete er zum ersten Mal das Wort an ihn.

»Werner, Du zitterst ja. Komm, vergiß Deinen Traum und komm zu mir unter die Decke. Da wird Dir schnell wieder warm.«

Werner folgte der Bitte, ohne darüber nachzudenken. Er schlüpfte unter die Decke und drückte seinen frierenden Körper fest an den Karls. Der strahlte Wärme aus und Ruhe. Werner entspannte sich. Arm in Arm lagen sie zusammen unter der Decke und lauschten dem Vogelchor, der vielstimmig den neuen Tag ankündigte.

## Kapitel 11. Mike (08.01.2017)

Walter und Mike sahen sich immer noch regelmäßig, obwohl die dramatischen Ereignisse, wegen derer sie sich kennengelernt hatten, überstanden und Geschichte waren. Zwischen den beiden grundverschiedenen Männern hatte sich mit der Zeit eine Verbundenheit entwickelt, die über eine schlichte Freundschaft hinausging. Mike beschlich manchmal das Gefühl, daß er für Walter eine Art Sohn darstellte. Letztlich spielte das aber keine Rolle, denn er mochte Walter ebenfalls und ihre regelmäßigen Treffen ließen ihn nie mit dem Eindruck zurück, sich auch nur eine Minute gelangweilt zu haben.

»Mal ganz indiskret gefragt: Haben Sie eigentlich Kinder?« fragte er sein Gegenüber, nachdem sie sich eine Weile über Mikes Studienzeit unterhalten hatten.

Über Walters Gesicht schien kurz ein Schatten zu huschen: »Ich befand mich seltsamerweise nur einmal in einer Situation, in der ich überlegt habe, mich fest zu binden. Das war Anfang der Achtziger, als ich eine kurze Romanze mit einer meiner Professorinnen hatte. Es hat aber wohl nicht sein sollen. Sie hat ... aber das tut hier nichts zur Sache. Jedenfalls habe ich keine Kinder. Ich bin sozusagen mit der Wissenschaft verheiratet.

Mike entschied sich, freundlich zu lächeln und das Thema zu wechseln. »Wie weit sind Sie denn mit Ihrer großen Veröffentlichung? Haben Sie den Artikel schon eingereicht?«

»Bis jetzt noch nicht. Er ist zwar fertig und ich wollte es eigentlich gleich am Anfang der Woche machen. Dann ist aber etwas passiert, das mich seitdem beschäftigt. Sie erinnern sich doch noch an Martin O'Connor?«

»Ein wenig. Ich kenne ihn ja nur aus Ihrer Erzählung damals in Chile und habe kein sehr klares Bild von ihm. Ist etwas passiert, das mit ihm zu tun hat?«

»In der Tat. Seine Nichte hat sich vor einigen Tagen auf eine freie Stelle in meiner Arbeitsgruppe beworben. Ich wollte es zuerst nicht glauben, aber ihre Unterlagen sind schlüssig.«

»Seine Nichte? O'Connor war doch blutjung.«

»Das ist richtig. Trotzdem ist sie es wohl. Sie ist sogar etwas älter als er. Und sie hat seine mathematischen Fähigkeiten. Sie verstehen, daß mich das beschäftigt.«

Mike trank einen Schluck Kaffee. »Das ist spannend«, sagte er schließlich. »Das ist wohl eine der neuen Türen, die sich öffnen, nachdem jemand gegangen ist. Ich finde, sie sollten hindurchgehen. Wenn sie außerdem noch qualifiziert für die Arbeit mit Ihnen ist, haben Sie doch nichts zu verlieren, außer einigen unglücklichen Erinnerungen. So wie ich damals.«

»Ich habe Ihnen denselben Ratschlag gegeben, oder?«

»Und er hat funktioniert.«

»Dann sollte ich wohl meiner Intuition und meinem eigenen Ratschlag vertrauen«, sagte Walter, nachdem er eine Weile in seiner Tasse gerührt hatte. »Außerdem sagt mir etwas, daß ich das Richtige tue. Glauben Sie an die Belastbarkeit Ihrer Intuitionen?«

»Nicht immer«, sagte Mike und wirkte verlegen. »Ich habe mich damit auch öfter in Situationen manövriert, die ich heute lieber vergessen würde. Aber ignorieren würde ich sie niemals.«

»Bei Ihnen habe ich seinerzeit auch meiner Intuition vertraut.«

Beide saßen einige Minuten wortlos zusammen und hingen ihren eigenen Gedanken nach. Dann verabschiedete Mike sich.

»Ich habe noch eine Verabredung mit ... einer weiteren offenen Türe.«

Walter verstand den Wink. »Tun Sie nichts, was ich nicht auch tun würde«, sagte er herzlich, als er ihn zur Tür brachte.

»Ich hoffe, wir sehen uns bald wieder. Und dann will ich Ihren Artikel als Titelschlagzeile des 'Magazine' lesen. Warten Sie nicht zu lange mit der Veröffentlichung. Sonst schnappt Ihnen ein anderer die Geschichte vor der Nase weg. Ewig lassen sich die Ereignisse im CERN nicht unter Verschuß halten.«

»Das stimmt. Wenn da nur meine Intuitionen nicht wären ...«

Mike ging zur Metrostation am Pont de Neuilly und fuhr zurück ins Marais. Dort hatte er sich im Cox mit Gilles verabredet. Jenem schüchternen Jungen, der eigentlich so gar nicht sein Typ war, mit dem er aber dennoch nach der Silvesterparty im Bett gelandet war. Sie hatten sich beim Neujahrsfrühstück in Mikes Wohnung nicht mehr allzuviel zu erzählen gehabt. Das Neujahrskonzert der Wiener Philharmoniker war wohl nicht so nach Gilles Geschmack. Er sagte kaum ein Wort und verabschiedete sich dann schnell unter einem Vorwand.

Vielleicht lief es heute abend ja besser. Gilles hatte sich an einen Stehtisch in einer ruhigen Ecke zurückgezogen und blickte kaum auf von seinem Bier. Mike stellte sich zu ihm und begrüßte ihn freundlich. Gilles verhielt sich auch heute wieder einsilbig. Er ließ sich die Würmer einzeln aus der Nase ziehen und nur seine tastende Hand an Mikes Hintern verriet, daß er überhaupt an dem Gespräch interessiert war.

»Wir könnten zu Dir gehen. Was meinst Du?« fragte Mike schließlich, als ihm nichts mehr zum Erzählen einfiel.

Gilles errötete und schüttelte den Kopf.

»Warum denn nicht? Wohnst Du nicht allein?«



Er blickte nur in sein Glas Bier und sagte kein Wort.

»Du wohnst noch bei Deinen Eltern?« riet Mike.

Gilles nickte zögernd und wirkte, als wolle er gleich im Erdboden versinken.

»Na gut. Dann gehen wir eben zu mir. Komm mit.«

Gilles gehorchte und folgte ihm. Mike zahlte ihre Biere am Tresen. Dann machten sich beide auf den Weg zu seiner Wohnung. Gilles hielt sich wortlos immer einen Schritt hinter ihm. Mike verstand allmählich, warum dieser Junge mit Maurice so gut zurechtkam. Gilles schien immer bereit zu sein und benötigte nur einige gut platzierte Anweisungen, um sich in ein Werkzeug zur Erfüllung von Bedürfnissen verschiedenster Art zu verwandeln.

Genau das brauchte Maurice. Deshalb hatte es zwischen ihnen beiden letztlich nicht funktioniert. Die ersten Wochen mit Maurice gehörten zu den schönsten seines Lebens. Aber sobald die rosa Wolken verfliegen waren und etwas Alltag in ihr Zusammensein einkehrte, begannen sie sich auseinanderzuleben.

Mike hatte klare eigene Bedürfnisse und wollte letztlich nicht oft genug mitmachen, wenn Maurice Lust auf ihn hatte. So besuchten sie sich immer seltener und mittlerweile war Maurice kaum mehr als ein guter Bekannter für ihn, dem er gelegentlich im 'Le Club' über den Weg lief, wenn der wieder einmal jagte.

Auch wenn das Spiel mit ihm Spaß gemacht hatte, würde es mit Gilles vermutlich ähnlich laufen. Mike brauchte jemanden, der auch Zeit für ihn hatte, wenn er abends aus der Redaktion kam und einfach nur vom Tag erzählen wollte. Jemanden, der auch mal zuhören konnte. Jemanden wie Séb, nur in schwul.

Sébastien Giroud, sein bester Freund aus der Studienzeit, wurde vor gut einem halben Jahr auf besonders brutale Art ermordet. Das Team der Kriminalpolizei, bei dem Maurice arbeitete, hatte den Fall zwar rasch klären können, aber der Verlust wog für Mike immer noch schwer. In intensiven Erinnerungsschüben, die ihn seit dieser Zeit begleiteten, spielte oft Séb eine Hauptrolle.

In seine Gedanken versunken bemerkte er erst auf den letzten Metern, daß sie schon fast zu Hause waren. Er schloß die Pforte auf, durch die er von der Rückseite an seinen Hauseingang herankam und ging mit seiner Eroberung den schmalen Gang zwischen der Mauer des Nachbarhauses und dem Kinderspielplatz entlang. Mike blickte abwesend zu Boden und wurde erst aufmerksam, als sein Begleiter hinter ihm ein komisches Geräusch machte.

Er drehte sich zu ihm um. Gilles Gesicht sah leichenblaß aus und er zitterte am ganzen Körper. Sein Blick ging starr auf etwas, das sich vor ihnen befand.

## Kapitel 12. Maurice (08.01.2017)

Maurice war mit einem Schlag nüchtern und sah, daß er in Schwierigkeiten steckte. »So sieht also ein Club aus, in den Omar nicht geht?« fragte er Tahir.

»Ich hab gelogen. Genau wie Du.«

Maurice erkannte, wie recht Tahir hatte. Jetzt galt es, den Stier bei den Hörnern zu packen und möglichst heil aus dieser unangenehmen Situation wieder herauszukommen. Vielleicht wußten sie nicht alles. Er sah Omar direkt ins Gesicht, streckte ihm die Hand entgegen und versuchte erfolglos, dabei freundlich zu wirken.

»Hallo Omar.«

»Hallo Rice.« Omar erwiderte die Geste nicht und verschränkte stattdessen die Arme vor der Brust. Seine Gesichtszüge bildeten eine undurchdringliche Maske. »Wie gefällt Dir meine Neuerwerbung?« Sein Blick wanderte einmal in die Runde.

»Hübscher Laden. Jedenfalls bevor Du aufgetaucht bist.« Maurice erkannte, daß seine Freundlichkeit nicht ankam.

»Was willst hier? Flics ham hier nix verloren.«

»Ich bin nich freiwillig hier«, antwortete Maurice mit einem Seitenblick auf Tahir.

»Du stellst Fragen nach Dingen, die Dich nix angehen, Rice.«

Aus Omars Mund klang sein Spitzname noch einmal so unangenehm. Er kräuselte die Lippen verächtlich und spuckte ihm die Wörter richtig vor die Füße.

»Was für Fragen gefallen Dir denn nich?« Maurice versuchte Zeit zu gewinnen, um seine Flucht von hier zu planen. Daß er hier sonst nicht heil wieder herauskäme, war offensichtlich. Er fühlte sich noch etwas schwindlig, aber er konnte wenigstens wieder klar denken.

»Meine Geschäfte gehn Dich nix an. Du gehörst nich mehr zu uns.«

»Ich bin nur ein Flic aus dem Vierten«, versuchte, Maurice auszuweichen.

»Rice, Du bist erbärmlich! Glaubste, ich weiß nich, wo Du wirklich arbeitest?«

Maurice zog scharf die Luft ein. Er war also aufgefliegen. Anscheinend von Anfang an. Jetzt half nur noch die Flucht nach vorne, wenn er noch irgend etwas retten wollte.

»Ich glaub, Du weißt mehr über den Toten im ausgebrannten Auto bei Stalingrad.«

»Ich weiß viel. Daß Du im Justizpalast arbeitest zum Beispiel.« Maurice zuckte zusammen. »Aber mit dem Toten hab ich nix zu tun.«

»Lügner.«

»Niemand nennt mich ungestraft nen Lügner.« Omar redete so leise, wie es die Umgebungsmusik zuließ. Seine Stimme ließ aber trotzdem die Drinks in den Gläsern gefrieren. »Jemand versucht, Unfrieden zu stiften. Wenn ich ihn finde, drehe ich ihm eigenhändig den Hals um.« Er machte eine Bewegung mit seinen Händen, als hätte er einen Schraubstock dazwischen. »Ich sag das nur einmal. Es war niemand von uns, und auch die andern wissen nich, was die Aktion soll. Ihr werdet euren Mörder woanders suchen müssen.«

»Und das Heroin?«

»Is nich von hier.«

»Ein neuer Mitspieler vielleicht?«

»Ich mach nich Deine Arbeit. Finds selbst raus.«

Omar redete zu ihm, wie mit einem Insekt, das man im nächsten Moment erschlägt. In Maurices Inneren wuchs die Wut, aber er war vernünftig genug, sich zu beherrschen.

»Warum bin ich dann hier?«

»Ich wollt nur sehn, wie Du heut aussiehst. Und jetzt sag Adieu.«

Ein harter Schlag traf Maurice in den Solarplexus, so schnell, daß er nicht einmal eine Abwehrbewegung machen konnte. Er krümmte sich vor Schmerz und brach zusammen. Zwei von Omars Bodyguards haken ihn unter und zogen ihn halb bewußtlos wie einen x-beliebigen Betrunkenen in die hinteren Räume.

Dort begannen, sie auf ihn einzuprügeln.

### Kapitel 13. Amélie (08.01.2017)

Die ersten aussagekräftigen Statistiken mit Fallzahlen lagen in ihrem Postfach und Amélie trug die Resultate in eine Tabelle ein. Die Werte aus den Metropolregionen lagen pro Einwohnerzahl deutlich über denen der ländlichen Gebiete. *'Kein Wunder, daß die Leute in den Urlaub aufs Land fahren.'* dachte sie sich. Die Einwohner großer Städte unterlagen nach ihrer Überzeugung einem erhöhten Risiko, psychische Auffälligkeiten und Störungen zu entwickeln. Moíra würde ihre Probanden eher von dort rekrutieren und sie konnte die weitere Auswertung entsprechend einengen. Nur die Deutlichkeit des Unterschieds wunderte sie.

Eigentlich mochte Amélie große Städte generell nicht und erfand vor sich ständig neue Ausreden, um nicht nach London fahren zu müssen. Nur bei Paris hatte sie eine Ausnahme gemacht, weil sie die zentralen Stadtviertel wirklich bezaubernd fand und ihr die Arbeit im 'Magazine' und der Teamgeist dort sehr gut gefielen. Dennoch nahm sie es erleichtert zur Kenntnis, als Klotho die Mission beendete. Nun wohnte sie zwar wieder in einer Stadt, aber Cambridge hatte es geschafft, sich trotz der prominenten Universitäten den Charme einer Kleinstadt zu bewahren. Es gab praktisch keine Hochhäuser und viele Parks, in denen sie in ihrer Freizeit gerne spazierenging.

Ihr eigenes Appartement befand sich im Westen der Stadt. Es lag in einer kleinen Wohnanlage inmitten eines Wäldchens mit alten Laub- und Nadelbäumen. Sie hatte hier die Ruhe, die sie brauchte, und das Geld, das sie am St. John's College verdiente, genügte, um finanziell von ihrer Mutter unabhängig zu sein. Das bedeutete ihr viel.

Heute machte sie einen Spaziergang zum Fellows Garden des Colleges, nachdem sie ihre Arbeit beendet hatte. Hier hielt sie sich gerne auf, um zur Ruhe zu kommen. Auf einer Bank am St. John's Meadow, von der aus man über eine große Freifläche einen Teil der Gebäude des Colleges überblicken konnte, saß ein Mann in Sportbekleidung. Er winkte ihr fröhlich zu.

»Hey, hallo, kennen wir uns nicht?«

Amélie sah erstaunt, daß Jordan Jackson dort saß. Eben der, der ihr einige Tage vorher in der Mensa aufgefallen war. Was machte der denn hier?

»Sie sind Mr. Jackson, glaube ich?« sagte sie reserviert.

»Nennen Sie mich Jordan, bitte. Niemand nennt mich hier Jackson.« Jordan lächelte sie dabei so freundlich an, daß sie sich einen Moment fragte, ob die sich in ihrem ersten Urteil vielleicht geirrt hatte. »Und mit wem habe ich die Ehre?«

»Mein Name ist Gaston. Amélie Gaston ... Amélie.«

»Sie arbeiten doch auch am St. John's, oder? Ich glaube, ich habe Sie dort gesehen.«

»Das stimmt. Wir sind uns in der Mensa begegnet.«

»Ah, Sie erinnern sich also auch. Amélie heißen Sie also ... ein schöner Name.«

Amélie wußte ob dieses unerwarteten Kompliments zuerst nicht, wie sie reagieren sollte. Vielleicht hatte sie sich doch geirrt. Charmant war dieser Jackson jedenfalls. Sie hätte nur nicht erwartet, ihn einmal allein zu treffen. Was ihn wohl hierher getrieben hatte?

Jackson schien ihre Frage zu erraten. »Ich unterbreche hier immer kurz meine morgendliche Laufstrecke. Diese Anlagen sind einfach ganz besonders bezaubernd. Finden Sie nicht auch?« Amélie bejahte.

»Und was verschlägt Sie in diesen Winkel?« fragte er weiter. »Ich habe Sie noch nicht im Fellows-Wohnheim gesehen.«

»Ich wohne in Pinehurst.« Kaum, daß sie es ausgesprochen hatte, ärgerte sie sich über die unbedachte Äußerung.

»Ich bin sehr glücklich, hier eine Stelle gefunden zu haben«, plauderte Jackson weiter, ohne näher auf ihre Antwort einzugehen. »Ich stamme übrigens aus Baton Rouge, Louisiana. Ich fand England schon als Schüler großartig. Ich liebe die englischen Parks und bin immer wieder überrascht, wenn ich eine Pflanze entdecke, die ich hier noch nicht gesehen habe. Sehen Sie dort zum Beispiel«, er deutete auf einen kahlen, kegelförmigen Baum, der etwa fünfzig Meter entfernt am Rande der Wiese stand. »das ist ein Ginkgo. Er hat Blätter, ist aber kein Laubbaum. Er wächst hoch wie eine Tanne, ist aber kein Nadelbaum. Seine Früchte sind eßbar. Es gab diesen Baum schon, als auf der Erde noch die Dinosaurier herrschten. Ist das nicht spannend, daß seine Artgenossen Lebewesen gesehen haben, die wir heute nur noch aus Versteinerungen kennen?«

Amélie fand diese halb romantische Anwendung überraschend, bemühte sich aber, sich das nicht anmerken zu lassen. Jackson schien auch schon wieder auf dem Sprung zu sein.

»Ich will jetzt noch meine Strecke zuende laufen. Ich freue mich, daß wir uns getroffen haben. Ich hoffe, ich sehe Sie noch öfter.«

Schon trabte er davon. Er mußte sehr sportlich sein und schien auf sein Äußeres zu achten, denn ungeachtet der vorfrühlingshaften Wärme zeigte seine Bekleidung weder Falten noch einen einzigen Schweißfleck. Amélie blieb zurück und freute sich darüber, daß sie sich eben völlig ungezwungen mit jemandem unterhalten hatte, von dem sie dachte, daß er nie im Leben ein Wort mit ihr wechseln würde.

*'Ich könnte einfach aufhören, die Männer in meiner Umgebung in Schubladen zu stecken und unbefangener mit ihnen umgehen', überlegte sie auf dem Heimweg. 'Einfach ich selbst sein. Alles andere ergibt sich dann schon.'*

Völlig in Gedanken erledigte sie ihre sonntägliche Hausarbeit. Anschließend verbrachte sie über eine Stunde im Bad, duschte ausgiebig und cremte anschließend ihren Körper ein. Wann hatte sie das zuletzt gemacht? Es war sicher viel zu lange her.

Sie zog ihre engste Jeans an, eine knappe Bluse, die ihre Brüste betonte und einen tiefen Einblick in ihr Dekolleté zuließ, und eine kurze Jacke. Bevor sie ihr Appartement verließ, tupfte sie sich noch einen Tropfen Eau de Toilette hinter die Ohren und auf die Innenseiten der Handgelenke. Ihre Mutter hatte es ihr zu Weihnachten geschenkt.

Amélies Alter ließ sich schwer schätzen. Ihre Gesichtszüge zeigten noch nicht das kleinste Fältchen, so daß viele ihrer Studenten sie für eine der ihren hielten. Ihre großen, braunen Augen und der volle, nicht ganz symmetrische Mund verliehen ihren Gesichtszügen etwas Interessantes, das die Blicke der anderen etwas länger auf ihnen ruhen ließ als üblich. Sie hielt sich nicht für ein Landei und heute würde sie das der Welt zeigen.

Es wurde bereits dunkel und sie entschied sich, ihr Fahrrad zu Hause zu lassen. Sie spazierte zu Fuß durch die westlichen Stadtteile Cambridges. Ihr Ziel waren die Cafés an der King's Parade. Dort traf sie bestimmt Bekannte und Studenten.

Täuschte sie sich, oder erntete sie heute wirklich mehr Blicke von Männern auf der Straße? Sie entschied sich, daß es einfach nur ein besonders schöner Tag sei und daß sie ihn genießen würde. Vielleicht traf sie sogar diesen Jackson wieder und sie konnten ihr Gespräch fortsetzen.

Das passierte zwar nicht, sie verbrachte aber dennoch einen wunderbar entspannten Abend und beendete den Tag mit dem Eindruck, etwas richtig Gutes für sich getan zu haben. Das würde sie bald wieder machen.

#### Kapitel 14. Mike (09.01.2017)

Mike fuhr herum. Aus dem Schatten schwankte eine Gestalt mit blutverschmierter Kleidung. Als sie den Kegel der Lampe über der Eingangstür erreichte, hörte Mike hinter sich ein zu Tode erschrockenes Japsen. Das Gesicht – so geschwollen, daß er es kaum noch als solches erkannte – gehörte Maurice!

Mike eilte mit einigen, schnellen Schritten zu ihm und wollte ihn umarmen, besann sich aber in letzter Sekunde eines Besseren.

»Oh Gott, was hast Du gemacht?«

»Nen Schönheitswettbewerb verlor!« nuschelte Maurice aus geschwollenen Lippen zurück. »Was glaubst Du?«

»Entschuldige, das war unpassend. Komm erstmal rein. Was ist geschehen und warum bist Du hier?«

»Ich wußt grad nich, wohin ich soll. So darf mich keiner sehn. War das Gilles eben? Was macht der denn hier. Wo isser denn geblieben?«

Mike drehte sich zu seinem stillen Begleiter um, aber da war niemand mehr. Er ging noch zurück zur Straße, aber Gilles blieb wie vom Erdboden verschluckt.

»Wenn er nicht helfen will, kann er mir gestohlen bleiben. Du brauchst einen Arzt.«

»Gilles is nen Mädchen«, nuschelte Maurice. »Blut verträgt er nich. Kein Arzt. Sieht schlimmer aus als es is.«

»Dann komm erstmal rein.«

Mike bugsierte seinen verletzten Freund die Treppen zu seiner Wohnung hoch. Der verweigerte energisch jede Hilfe. Oben angekommen, schloß Mike die Wohnungstür von innen ab. Maurice lehnte sich schwer atmend an die Wand des Flurs.

»Erstmal raus aus den Klamotten. Alle! Ich will sehen, was wir noch retten können. Und dann stell Dich unter die Dusche.«

Maurice benötigte einige Zeit, um sich unter Ächzen und unterdrückten Schmerzlauten auszuziehen. Dann taumelte er in Richtung Bad. Mike leerte die Taschen und schmiß den Rest komplett in die Waschmaschine. Danach kümmerte er sich um Maurice. Der stand mittlerweile unter der Dusche. Seine Knie zitterten und er mußte sich gegen die Wand lehnen.

»Setz Dich auf den Boden. Ich helfe Dir.«

Maurice protestierte kaum, als Mike sein T-Shirt auszog, die Türen der Kabine öffnete und sich zu ihm auf den Rand setzte, um ihn abzubrausen.

»Mach das nich!«

»Sei froh, daß ich eine 'Schwester ohne Examen' bin. Ich werde Dich jetzt waschen und Du wirst Dir das verdammt noch mal gefallen lassen. Danach sehen wir, wie ernst Du verletzt bist. Jetzt ist alles voller Blut.«

Maurice wirkte tatsächlich ein wenig eingeschüchtert und ließ es sich murrend und mit leisen Schmerzensbekundungen gefallen, daß Mike mit einem lauwarmen Wasserstrahl, einem Waschlappen und etwas Shampoo zunächst das Blut von seinem Körper wusch. Er erschrak, als er die Menge an Blutergüssen freilegte, die dessen Oberkörper zierten.

»Außer ein paar tiefen Schrammen ist hier nichts«, sagte er schließlich, nachdem das Wasser, das in den Abfluß lief, nicht mehr rötlich gefärbt war. »Das wird wieder heilen. Kann es sein, daß etwas gebrochen ist?«

Maurice schüttelte den Kopf.

»Auch nicht im Gesicht? Nase oder Jochbein?«

»Glaub nich.«

»Okay. Dann bleib bitte erstmal in der Dusche sitzen zum Abtropfen.«

Mike trocknete sich selbst ab, denn ganz ohne Spritzer war die Aktion nicht ausgegangen. Danach ließ er Maurice auf dem Toilettendeckel Platz nehmen und versuchte ihn, so vorsichtig wie möglich abzutrocknen. An vielen Stellen zog Maurice die Luft scharf durch die Zähne, aber er war wirklich hart in Nehmen. Danach öffnete Mike eine gut sortierte Hausapotheke und nahm eine Reihe Fläschchen und Päckchen heraus und machte sich an die Arbeit.

»Mehr kann ich nicht tun«, stellte er nach einer Weile fest. »Du nimmst jetzt noch eine Ibu gegen die Schmerzen. Der Rest muß von selbst heilen. Du wirst es überleben. Nur Dein Gesicht wird für einige Wochen nicht hübsch sein.«

Mike ging zum Kleiderschrank und sortierte einige Sachen heraus, die er Maurice gab. Der zog sich wieder an und wunderte sich, daß Mike Unterwäsche in seiner Größe vorrätig hatte, die sehr offensichtlich noch nie getragen war. Er fragte aber nicht. Nur die große Sonnenbrille, die Mike ihm anbot, schob er beiseite.

»Das is nix für mich. Damit seh ich aus wie Puck, die Stubenfliege.«

»Du wirst sie im Justizpalast brauchen. Besser aussehen wie Puck als wie vier Pfund Gehacktes«, sagte Mike trocken und grinste, als Maurice zusammenzuckte. »So, und jetzt legst Du Dich bitte im Wohnzimmer auf die Couch. Ich hole uns etwas zu trinken und danach will ich wissen, was mit Dir passiert ist, und zwar jedes kleine Detail.«

Mike kam mit zwei Flaschen Limonade wieder zurück aus der Küche. Maurice saß stöhnend auf dem Sofa.

»Kein Bier?« fragte er.

»Kein Alkohol. Erst wächst Du bitte wieder etwas zusammen.«

Maurice leerte die Flasche mit wenigen Schlucken, so daß Mike zunächst Nachschub holen mußte. Dann begann er zu erzählen.

»Ich hab in Saint-Denis ermittelt. Warum, weißte besser nich.« Mike nickte. »Hab nen alten Schulfreund besucht. Zumindest dacht ich das. Er hat mich aber gelinkt und an nen ziemlich üblen Typen ausgeliefert, über den ich ihn eigentlich aushorchen wollte. Wußt nich, daß die beiden heute befreundet sind. Ich hab nen paar Dinge erfahren, aber seine Typen ham mich zusammengeschlagen.«

Maurice sprach schon in besseren Zeiten nicht sehr deutlich und sein Vorstadtakzent tat ein übriges. Mike hatte Mühe, seinen Worten zu folgen und mußte mehrfach nachfragen.

»Sie ham mich in nen Keller des Clubs geworfen. Dachten wohl, ich wär tot. War ich aber nich. Nik hat mich gerettet, mein großer Bruder. Is zwei Jahr älter. Ich dacht immer, er wär wie die andern. Naja, ich hab mir einiges anhörn müssen. Wie dumm ich wär, mich hier sehn zu lassn un so. Nochmal würd er nich auf mich aufpassen. Hat mich dann durch ne Seitentür rausgelassen. Ich bin zu Fuß wieder rein in die Stadt. Hat ne Weile gedauert. Kannste Dir ja denken. Nach Haus konnt ich nich gleich. Nik sagt, die wissen, wo ich wohn. Du bis der einzige, zu dem ich konnt. Mit Dir kann ich reden.«

»Du bleibst erstmal hier«, sagte Mike. »In einigen Tagen geht es Dir sicher besser.«

»Ich muß in die Präfektur. Die Sache klären.«

»Ich habe eine bessere Idee. Trink aus und ab ins Bett. Ich komme gleich nach.«

Mike brachte die leeren Flaschen in die Küche und nahm unterwegs im Flur Maurices Handy mit. Er entspernte es und schrieb eine Nachricht:

'Commissaire, Mike Peters hier. Maurice wurde zusammengeschlagen und ist jetzt bei mir. Er wird es überleben, braucht aber einige Tage Ruhe. Würden Sie morgen früh bei mir vorbeischauen, bevor er auf den Gedanken kommt, in seinem Zustand aus dem Haus zu gehen? Danke! MP'

Mike räumte die Flaschen in die Kiste und legte das Handy im Flur leise wieder zu Maurices Sachen. Gerade wollte er ins Schlafzimmer gehen, da pingte es und ein 'OK. Danke!' erschien auf dem Display.

»Ich glaub, mein Handy hat sich gemeldet«, sagte Maurice leise, als Mike ins Schlafzimmer kam. »Würdest Du ...?«

»Der Akku ist leer. Ich habe es zum Aufladen hingelegt«, schwindelte Mike. »Schlaf jetzt.«

Die Nacht verlief unruhig. Maurice schlief zwar zwischendurch, wälzte sich aber oft stöhnend von einer Seite auf die andere, weil er von seinen Schmerzen erwachte. Daher bekam auch Mike kaum zum Schlafen, zumal er sich Sorgen machte. Er wußte, daß er Maurice nur gegen seinen Willen ins Krankenhaus hätte bringen können. Er hatte sich aber auch nur um die oberflächlichen Wunden kümmern können. Wenn es noch innere Verletzungen gab, konnte er nur hoffen, daß sie nicht so schlimm waren.

Morgens schlich er sich zeitig aus dem Bett und zog sich an. Er wußte, daß Kommissar Lefebvre von der frühen Truppe war und tatsächlich klingelte es auch schon, als er gerade in der Küche die Kaffeemaschine angeschaltet hatte. Lefebvre wirkte ebenfalls nicht sehr ausgeschlafen. Er drückte Mike mit einem »Danke für alles!« herzlich die Hand.

»Er ist im Schlafzimmer. Erschrecken Sie nicht. Er hat ziemlich einstecken müssen. Ich warte in der Küche, falls jemand Kaffee mag.«

Es dauerte eine ganze Weile, in der des öfteren Maurices erregte Stimme aus dem Schlafzimmer zu hören war. Lefebvres Stimme klang dagegen ruhig und bestimmt. Schließlich kam er wieder in die Küche und nahm dankbar den Kaffee, den Mike ihm anbot.

»Es war gut, was Sie getan haben. Sie haben alles richtig gemacht. Belloumi steht in ihrer Schuld. Nochmals Danke.«

»Wozu hat man Freunde?«

»Freunde Ihres Schlages sind dünn gesät. Ich habe Belloumi bis Mittwoch beurlaubt, damit er nicht auf dumme Gedanken kommt. Passen Sie ein wenig auf ihn auf, bis wir herausgefunden haben, ob er noch in Gefahr ist. Sie wissen ja, daß man ihn manchmal vor sich selbst schützen muß.«

Er nickte Mike zu und verließ die Wohnung.

»Jaja, Akku leer«, begrüßte ihn Maurice schlecht gelaunt, als er mit zwei Tassen Kaffee ins Schlafzimmer kam.  
»Ich hasse Dich.«

## Kapitel 15. Logan (09.01.2017)

An einem Montag vormittag stellte Logan Kerr sein Motorrad auf dem Dach eines Parkhauses ab. In einer Woche begannen die Vorlesungen am King's College. Für einen fleißigen Studenten gehörte es sich, zumindest in der Vorwoche in Cambridge zu erscheinen. Die Professoren und Tutoren befanden sich meist schon vor Ort und nahmen diejenigen wohlwollend zur Kenntnis, die sich rechtzeitig auf den Stoff des kommenden Trimesters vorbereiteten.

Er hatte am Wochenende noch in Perth an der Hochzeit seiner Schwester teilgenommen. Das Perth in Schottland, nicht das in Australien, wie er sogar in England immer wieder erklären mußte. Zu der großen Veranstaltung kamen sogar entferntere Verwandte aus den Highlands, die sich sonst nur selten auf Familientreffen sehen ließen. Alle liebten sie seine Schwester. Er hatte die Tage genossen. Auch die Fragen mehrerer Tanten und Großonkel, wann er denn endlich der Familie eine Freundin vorstellen wollte, fochten ihn nicht an.

Er fand es schade, daß er schon am Sonntag aufbrechen mußte und trödelte den halben Tag vor sich hin. So fuhr er bis spät abends auf menschenleeren Fernstraßen, ehe er in Cambridge ankam. Zum Glück hatte es den ganzen Tag nicht geregnet und es befand sich zufällig jemand so spät vor Ort, damit er die Schlüssel für seine Unterkunft bekam. Über die Feiertage und in den Ferien vermieteten die Leute die Zimmer gerne an Touristen, die dann in Scharen in die Stadt einfielen.

Er hatte einige Stunden geschlafen und fühlte sich fit genug. Zunächst würde er sich jetzt einen Überblick über seinen Stundenplan und eventuelle Änderungen verschaffen. Logan nahm seinen Sturzhelm ab und fuhr mit den Händen einige Male durch seine braunen Locken, die unter dem Helm immer etwas plattgedrückt wurden. Er schloß ihn mit dem Motorrad zusammen an, zog seinen Rucksack über der Lederjacke zurecht und ging dann in Richtung der Fahrstühle.

Ein Wagen bog mit quietschenden Reifen um die Ecke. Logan konnte sich nur durch einen reaktionsschnellen Sprung davor retten, naßgespritzt zu werden, als er neben ihm durch eine Pfütze fuhr. Mit einem eleganten Schwung fuhr der Fahrer vor ihm in eine freie Parklücke, ohne auch nur einmal zu rangieren. Ein südländisch aussehender Mann sprang heraus und schlug die Wagentür zu. Logan schien er gar nicht zu bemerken. Er verriegelte die Türen, steckte den Funkschlüssel ein und ging dann ein Stück vor ihm zum Ausgang.

Logan schüttelte den Kopf und ging langsam hinterher. Als er den Fahrstuhl erreichte, schloß sich gerade die Tür. Das störte ihn aber nicht. Er nahm sowieso lieber die Treppe. Unten auf der Straße sah er den Mann schon nicht mehr. Logan schlenderte in Richtung St. John's, kaufte im Sweet Shop auf der anderen Straßenseite noch eine Packung der hauseigenen Fudges, die er sehr liebte, und betrat dann das Collegegelände.

Er mochte Cambridge und seine mittelalterlichen Gassen. Jeder Ziegel in diesen alten Mauern atmete Geschichte. Hier hatten Politiker gelebt, Nobelpreisträger, Philosophen und Schriftsteller. Douglas Adams hatte am St. John's



studiert. Logan hatte schon als Jugendlicher alle seine Romane gelesen. Als er in einem biographischen Werk über Adams auf das St. John's stieß, reifte in ihm der Entschluß, es auch hier zu versuchen.

Seine Noten reichten nicht ganz für ein Stipendium. Das spielte für ihn aber keine Rolle. Auch ohne offizielle Förderung durften nur die Besten der Besten in Cambridge studieren. Allein die Zulassung stellte bereits ein großes Kompliment dar. Er würde über die Runden kommen, denn er erhielt einen kleinen Unterhalt von seinen Eltern und die Studiengebühren sponserte sein Großonkel Kenneth. Als er hörte, daß Logan nach Cambridge wollte, mußte man ihn nicht erst überzeugen, zu helfen, wie sonst. Er bot seine Hilfe sogar freiwillig an.

Aber als Nicht-Stipendiat hatte er seine Freiheiten. Nicht, daß man ihm das Studium einfacher machte, aber man erwartete nicht so absolut herausragende Leistungen von ihm, wie von den anderen. Natürlich kniete er sich rein, aber gelegentlich fehlte eben der letzte Biß für ein Grade A. Dafür ließ er viel zu gerne seine Gedanken schweifen oder beobachtete seine Kommilitonen im Unterricht, wie sie dem Professor lauschten, mitschrieben, konzentriert am Stift kauten oder gelangweilt in der Nase bohrten.

Es faszinierte ihn, wie unterschiedlich die Menschen waren, die hier mit ihm zusammen studierten. Alle gemeinsam hatten sie das Ziel, hier ihren Abschluß zu machen. Daß sie das Studium nebenher auch auf das Leben jenseits der Mauern vorbereiten sollte, schien aber einigen nicht klar zu sein. Sie feilten verbissen an ihren fachlichen Qualitäten und verloren die Welt um sich herum aus den Augen.

Der soziale Umgang schien für viele nur Mittel zum Zweck zu sein. Sie nahmen wohl teil, wenn sie sich abends alle im Pub trafen. Sie gingen zu den Ausflügen, die die Tutoren organisierten, wirkten aber oft so, als wären sie nicht ganz bei der Sache. Andere nutzten jede Gelegenheit, um sich selbst auf Kosten anderer zu profilieren. Logan wurde häufig zum Opfer von Sticheleien. Das störte ihn nicht. Warum sollte er sich darüber ärgern? Daß die anderen sich so verhielten, daran konnte er nichts ändern.

Einige Professoren und Fellows ließen die Rücksichtslosen gewähren und schafften es nicht, den anderen zu vermitteln, daß es hier um mehr ging als um den zu vermittelnden Lehrstoff. Logan fand, daß eine Prüfung des Sozialverhaltens Teil der Aufnahmeprüfung sein sollte. Unter seinen Kommilitonen befanden sich nur wenige, mit denen er sich gerne unterhielt und sich auch außerhalb des Colleges traf.

Ein Fellow hatte ihn aber beeindruckt. Er war mehr zufällig in ihren Kriminologie-Grundkurs geraten, weil das Fach, das er eigentlich belegt hatte, ausfiel und er sich aus Langeweile einfach in den Nachbarraum setzte. Der Stoff, den sie vermittelte, interessierte ihn nur am Rande, aber ihm fiel auf, wie sie auf die Studenten einging und versuchte, jeden einzelnen mit seinen Stärken und Schwächen einzubinden. Das gefiel ihm und er entschloß sich, sie nett zu finden.

Als er dann herausfand, daß sie auch Sozialpsychologie unterrichtete, hatte er sich spontan in beide Kurse eingeschrieben und es bis heute nicht bereut. Er fand sie so nett, daß er sich wünschte, sie auch privat kennenzulernen. In romantischen Momenten konnte er sich sogar ein Abendessen bei Kerzenschein vorstellen. Vom Typ her sah sie eher unauffällig aus. Er hätte ihr auf der Straße vermutlich nicht einmal hinterhergeschaut. Aber sie machte das mehr als wett durch die menschliche Wärme, die sie ausstrahlte.

Leider hatte er mit seinen schüchternen Annäherungsversuchen bei ihr bisher nicht landen können. Falls sie sie überhaupt zur Kenntnis genommen hatte. Immerhin traf er sie oft, wenn sie abends in einem der zahlreichen Pubs mit den anderen Studenten zusammensaß. Außerdem behandelte sie ihn immer freundlich und lachte sogar einige Male laut mit, wenn er versuchte, einen Witz zu machen.

Logan spazierte in Ruhe durch die langen Flure, studierte die Aushänge an den zahlreichen schwarzen Brettern und stellte sich seinen Stundenplan für das kommende Trimester zusammen. Das meiste davon hätte er sich auch im Intranet zusammensuchen können, aber er bevorzugte die altmodische Art.

Mittags saß er in der Mensa. Eine Woche vor dem Trimesterbeginn blieben viele Plätze frei und die Speisenauswahl hielt sich in Grenzen. Einige Tische weiter setzte sich sein neuer Lieblingsfellow hin. Amélie Gaston hieß sie. Es gab Rosenkohl, den sie offensichtlich sehr mochte, denn die große Portion auf ihrem Tablett ließ vermuten, daß sie um Nachschlag gebeten hatte.

Interessiert beobachtete er sie beim Essen. Zunehmend fasziniert sah er ihr zu, wie ein Röschen nach dem anderen zwischen ihren vollen, roten Lippen verschwand. Die Art, wie sie beim Essen die Lippen spitzte, berührte und erregte ihn gleichermaßen.

Vielleicht hatte er zu intensiv geguckt, denn sie winkte in seine Richtung und lachte fröhlich. Logan errötete und wollte gerade aufstehen, da fiel ihm auf, daß ihr Winken gar nicht ihm galt. Jemand, der hinter ihm gestanden hatte, ging jetzt um seinen Tisch herum und begrüßte sie überschwenglich.

Das war doch ... genau der Typ, der ihn vorhin als Fußgänger auf dem Parkdeck geschnitten hatte! Konnte das ihr Freund sein? Logan beobachtete die beiden genau. Nein, ausgeschlossen. Amélie wirkte zwar erfreut, verhielt sich aber ansonsten distanziert.

Logan aß in Ruhe zuende und beobachtete die beiden dabei weiter aus dem Augenwinkel. Der Mann gab sich Mühe, einen Anschein von Vertraulichkeit zu erwecken. Er setzte sich neben sie und nicht ihr gegenüber. Er brachte sein Gesicht nahe an ihres, wenn er redete und berührte sie wie zufällig. Er beschloß, ihn nicht zu mögen.

Nach dem Nachtschlag verließ er die Mensa und setzte seinen Erkundungsgang fort. Schnell klärte sich die Identität des rätselhaften Rüfels. Auf einem schwarzen Brett entdeckte er sein Bild. Dort stellten sich neue Tutoren und Fellows vor. Beschrieben ihr Fachgebiet und die Kurse, die sie anboten. Die meisten Einträge stammten noch aus dem Herbsttrimester und er kannte sie bereits. Der Winter hatte nur einen Neuzugang gebracht. Er hieß Jordan Jackson, stammte aus Louisiana und würde im Wintertrimester Informatik unterrichten.

Logan nahm sich noch ein Butterscotch aus der Packung, setzte sich auf einen Mauervorsprung am Rande einer der Rasenflächen in den Innenhöfen und dachte nach. Ihn wunderte, daß Jackson den Job gerade erst begonnen hatte. Üblicherweise fing man nicht mitten im Studienjahr an, sondern zum Herbsttrimester.

Heute abend hatte er nichts Besonderes vor. Er würde die Zeit nutzen und ein wenig recherchieren. Jetzt aber schien ihm die Sonne zu strahlen. Er konnte über den Campus spazieren und den schönen Tag genießen.

## Kapitel 16. Mike (10.01.2017)

Er ging an den Arbeitsplätzen vorbei, die sein Team im Großraumbüro des 'Magazine' belegte. Als erste in der Reihe saß Martha. Sie machte für ihn und einige andere Arbeitsgruppen die Bildrecherchen zu den Artikeln, an denen sie arbeiteten. Neben ihr saß Emil, einer der neuen Praktikanten. Die beiden hatten in dieser Woche gut zusammengearbeitet.

Martha wirkte aufgeräumt. Sie fing an, einen Messebesuch für Ende März in Hamburg zu planen, um mit einigen Bildagenturen ins Gespräch zu kommen, mit denen sich der bloße Kontakt per Telefon und Mail schwierig gestaltete. Gerade diskutierte sie lebhaft mit Emil und ihre schwarze Naturkrause wippte fröhlich im Rhythmus ihres Gelächters.

Emil schien sich nahtlos in das Team einzufügen und brachte Martha nicht nur zum Lachen, sondern auch auf neue Gedanken. Gerade bemerkte er Mike und bezog ihn gleich mit in das Gespräch ein.

»Das war die eleganteste Abfuhr, die ich in meinem Leben je bekommen habe. Heute freue ich mich darüber, denn es wäre bestimmt nicht gut gegangen, mit einem Kollegen etwas anzufangen. Wir haben danach prima zusammengearbeitet. Oh, hallo Mike! Ist Ihnen so etwas auch schon einmal passiert?«

Mike erinnerte sich mit Unbehagen an eine Geschichte, als er selbst noch als Praktikant bei verschiedenen Firmen in der Medienbranche gearbeitet hatte. Damals hatte er sich Hals über Kopf in eine Abteilungsleiterin verknallt.

*Diese große, brünette Frau mit ihrer ungewöhnlich tiefen Stimme faszinierte ihn. Wenn sie ihn lobte, fühlte er sich jedes Mal wie paralysiert und brachte kein Wort mehr heraus. Eines Tages faßte er sich ein Herz, erschien besonders früh zur Arbeit und plazierte einen großen Strauß roter Rosen auf ihrem Schreibtisch. Sein Plan war, sie zum Essen einzuladen, sobald sie auch eintraf und er sie unter vier Augen sprechen konnte. Unglücklicherweise befand sich in diesem Moment gerade ein Kollege im Zimmer und die beiden kicherten zusammen, was für eine alberne und altmodische Idee die Rosen seien. Mike stand wie versteinert in der Tür und traute sich, kein Wort mehr zu sagen, während die beiden über den Unbekannten lästerten, der so naiv war, zu glauben, daß man damit heutzutage noch eine Frau aus der Reserve locken könne. »Da kann er ja gleich mit weißen Lilien kommen.« Seine Angebotete mit ihrer tiefen Stimme kam ihm dabei auf einmal überhaupt nicht mehr verführerisch vor. Die kleine Spalte zwischen ihren Schneidezähnen – etwas, das ihm bei Madonna sehr sexy erschien – bekam plötzlich etwas Schlangenhaftes. Fast erwartete Mike, eine gespaltene Zunge zwischen ihren Lippen herauszüngeln zu sehen. Dann bemerkten die beiden ihn und fragten, ob er etwas gesehen hätte. Mike stotterte herum, daß irgendein Blumendienst hiergewesen wäre und daß er keine Ahnung hätte. Danach nahm er den Tag frei und betrank sich zu Hause sinnlos.*

»Mike? Alles in Ordnung?« Marthas Stimme riß ihn aus seinen Gedanken. Beide sahen ihn mit einem Ausdruck an, als würden sie sich Sorgen um ihn machen. »Tut Ihnen was weh oder haben wir etwas Falsches gesagt?«

Er benötigte einige Sekunden, um sich wieder zu fassen. Die Erinnerung war aus dem Nichts gekommen und hatte sein Gehirn anscheinend für einige Zeit lahmgelegt. Schnell setzte er sich auf einen freien Stuhl in der Nähe.

»Es ist ... nichts«, sagte er schließlich. »Ich war nur etwas ... abgelenkt. Abfahren können sehr unangenehm für beide Seiten sein.« Den fragenden Blick von beiden ignorierte er und wechselte lieber das Thema.

»Ich komme gerade aus einer Besprechung mit Monsieur Pompier. Freitag nächster Woche bekommen wir hohen Besuch. Unsere Muttergesellschaft hat seit kurzer Zeit einen neuen Hauptaktionär. Dieser möchte unsere Arbeit sehen. Ich weiß noch nicht, was die Damen und Herren auf dem Zettel haben. Sie werden aber vermutlich auch bei uns vorbeischauen.«

»Was werden die vorhaben?« fragte Martha.

»Ich habe keine Ahnung und will deswegen nicht spekulieren. Wir müssen aber auf jeden Fall vorbereitet sein. Deswegen erzähle ich es schon einmal allen. Wir sollten uns etwas überlegen, womit wir Eindruck schinden können, falls es nötig ist.«

Mike stand auf und ging zu Martin und Guillaume, die einige Plätze weiter saßen. Die Erinnerung, die ihn soeben kurz aus der Bahn geworfen hatte, spukte ihm immer noch im Kopf herum. Falls ihm das jetzt wieder häufiger passierte, würde er mit Walter darüber reden müssen.

Er wandte sich den beiden zu. Auch sie saßen in ihre Arbeit vertieft und hatten das Gespräch am Nachbarplatz nicht mitbekommen. Guillaume schien mit Martin ebenfalls gut zusammenzuarbeiten. Der hatte beiläufig Mike

gegenüber geäußert, daß er zwar gelegentlich eine Nervensäge sei, daß seine Ideen aber durchaus Hand und Fuß hätten.

Martin nahm die Neuigkeiten mit besorgtem Gesichtsausdruck auf. Guillaume wirkte eher neugierig. Mike wollte schon in sein Büro zurückgehen, als ihm Emil von hinten auf die Schulter tippte.

»Mike, ich habe noch ein Problem, das gelöst werden muß.«

»Etwas dringendes?«

»Eine Frage der Sichtweise.« Emil rollte das 'r' dabei auf eine Weise, die selbst dem sprachgewandten Mike sofort die Zunge im Mund verknotet hätte. »Ich freue mich sehr, daß ich eine eigene e-Mail-Adresse vom Verlag bekomme. Die Grammatik ist es, die mir Sorge bereitet.«

Mike verstand nicht sofort. »Was für eine Grammatik?«

Erst als Guillaume wiehernd loslachte, ging auch Mike auf, welche Grammatik gemeint war. »Ihr habt als Vorschrift den Anfangsbuchstaben des Vornamens gefolgt vom Nachnamen. Damit habe ich ein Problem und ich kann mir auch nicht vorstellen, daß Sie das wollen.«

Jetzt mußte auch Mike lachen. »Ich verstehe. Erotik@science.magazine könnte wirklich zu Mißverständnissen führen. Das will ich niemandem zumuten. Martin, ihr werdet eine andere Mailadresse für unseren Emil finden müssen. Kümmerst Du Dich darum?«

»Klar.« Martin lachte auch. »So weit sollte die Corporate Identity nicht gehen, daß unser Emil sich hier für alle prostituieren muß.«

Das folgende Gelächter klang so laut, daß aus den benachbarten Reihen Ermahnungsrufe zu hören waren. »Es gibt Leute, die hier arbeiten müssen!« rief Beatrice um die Ecke. Die überdimensionale Sonnenbrille, die sie seit dem Neujahrstag permanent trug, war auf die Nase gerutscht und enthüllte zwei dünne, parallele, rote Wülste auf ihrer Stirn, die sie seit Tagen versuchte, mit ihrer Brille zu kaschieren.

»Es tut mir leid, Beatrice«, beschwichtigte Mike, nur um gleich nachzufragen: »Sind Sie verletzt? Ihre Stirn sieht ja furchtbar aus.«

»Es ist nichts.« Beatrice rückte ihre Brille wieder zurecht und verschwand in Windeseile in Richtung der Toiletten.

»Habe ich etwas Falsches gesagt?« fragte Mike in die Runde.

Martha war es, die die Auflösung wußte. »Beatrice hat zwischen den Jahren am Schwarzen Meer Urlaub gemacht. Böse Zungen behaupten, sie hätte in dieser Zeit eine der dortigen Schönheitskliniken besucht, um sich ein paar Falten wegspritzen zu lassen. Es ist wohl nicht so gut gelaufen dort.«

Mike bat die anderen, die Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen. »Schadenfreude ist nicht gut für das Arbeitsklima.«

'Klingonenweibchen' war das letzte Wort, das er hörte, ehe er wieder in sein Büro ging.

## Kapitel 17. Francine (11.01.2017)

In den letzten Tagen hatte sie sich in Vertretung von Aurel Favre mit den technischen Details der neuen Anlage vertraut gemacht. Im Wesentlichen handelte es sich bei den neuen Maschinen um stärkere Magnete und eine

größer dimensionierte Kühlanlage. Sie füllten die Halle jetzt so weit aus, daß die breiten Wege, die bisher am Rand der Halle um die Anlage herumführten, zu schmalen Stegen zurückgebaut werden mußten.

'Alles für die Sicherheit', dachte sie sich. Als Kernstück des neuen Maschinenparks stellte sich eine große Kühlkammer heraus. Sie wurde um die Dimensionspforte herum gebaut und sollte die Antimaterie aufnehmen, falls denn jemals wieder welche herausströmen würde. Das letzte Mal, als das passierte, hatte es große Schäden durch den Zusammenbruch des Kühlsystems gegeben und die bei der Annihilation der Antimaterie entstandene Strahlung tötete einen leitenden Mitarbeiter. Dies stellte nach offizieller Lesart den Anlaß dar, diese Schutzvorkehrungen zu treffen.

Die Pforte schien jetzt aber geschlossen zu sein und die Planungen sahen vor, heute den normalen Betrieb der Anlage und sämtlicher an das CERN angeschlossener Experimente wieder aufzunehmen. Dr. Lies hatte extra dafür sein Erscheinen angekündigt. Die ganzen letzten Tage liefen die neuen Pumpen bereits auf Hochtouren. Sie hatten das Vakuum, das ohnehin in der Anlage herrschte, noch einmal deutlich gesteigert. Der große Moment konnte also kommen.

Die Erleichterung unter den Mitarbeitern des CERN konnte man in den letzten Wochen geradezu mit den Händen greifen. Die monatelange Stilllegung der Anlage hatte Spuren im Nervenkostüm aller hier Arbeitenden hinterlassen. Sie fürchteten um ihre Anstellungen. Die Doktoranden und Studenten, die hier normalerweise für ihre Examensarbeiten forschten, konnten ebenfalls nur eine begrenzte Zeit auf andere Arbeiten ausweichen, ohne daß es später in ihren Lebensläufen erklärungsbedürftige Lücken gab.

Zur Feier des Tages fand später am Abend noch ein Festakt im benachbarten 'Globe of Science' statt. Dazu erwartete man auch Vertreter aus Politik, Wirtschaft und Wissenschaft. Francine hatte vor, den Empfang zu schwänzen. Sie wollte Mona nicht so lange allein lassen, die heute wieder in ihrem Aufenthaltsraum auf sie wartete. Urs und Jacques würden hingehen und ihr berichten, was sie verpaßt hätte.

Ein Fahrstuhl pingte und Dr. Lies betrat die Halle. Er hielt sich nicht mit einer Begrüßung auf. »Wir sollten sofort beginnen. Jede Minute hier kostet das Geld unserer neuen Sponsoren.«

Francine führte ihn zu einem der Steuerungsrechner der Anlage. »Sie können gerne selbst den virtuellen Startknopf drücken, wenn Sie mögen.«

Natürlich mochte er. »Haben Sie auch die neuen Protokolle installiert, die ich Favre im Dezember habe ausarbeiten lassen?« fragte er noch.

»Natürlich.«

»Ist das auch ganz sicher? Diese Protokolle sind von enormer Bedeutung für unsere weitere Forschung ... und für deren ... Sicherheit.«

»Ich versichere Ihnen, daß alles nach Ihren Vorgaben bereit ist«, bekräftigte Francine mit leichter Verwunderung. Nach Ihren Informationen handelte es sich lediglich um eine Erweiterung der Strahlprogrammierung, die es für die Zukunft vereinfachen sollte, die Bahn des Protonenstrahles zu verändern oder ihn in zwei oder mehr Teilstrahlen aufzuspalten, die dann für unterschiedliche Experimente genutzt werden konnten. Was konnte daran so wichtig sein?

Mit einem »Endlich können Sie hier alle wieder produktiv arbeiten«, machte der Institutsleiter den letzten Mausklick, der den Strahl hochfuhr. Er hatte wohl erwartet, daß es Applaus von den Mitarbeitern geben würde und warf sich für einen Moment in Pose. Als dieser ausblieb, wandte er sich zum Gehen. Ein »Sie werden heute sicherlich zu beschäftigt sein, um später an meinem Empfang teilzunehmen«, war das letzte, das sie von ihm hörten, ehe sich die Fahrstuhltüre wieder schloß.

»Ja Mensch! Endlich wieder normal arbeiten«, waren Urs' erste Worte.

»Wie ich mich über die Routine freuen werde«, sagte Jacques.

Auch Francine fand diesen Tag befriedigend. Sie transferierte den Administratorzugang für die Strahlkontrolle nach oben auf Dr. Lies' Rechner, wie er zuvor angeordnet hatte. Danach überwachten sie die langsam ansteigenden Werte des Strahls und beobachteten die vertrauten Signale der ersten stattfindenden Kollisionen. Dazu tranken sie zusammen eine Flasche frisch gepreßten Orangensaft, den Jacques mitgebracht hatte.

»Du solltest Deinen legendären Käsekuchen nicht nur backen, wenn jemand in Rente geht«, schlug Jacques vor und Francine mußte lächeln.

»Wir können uns ja einen passenden Anlaß dafür konstruieren.«

»Wie wäre es als Anlaß mit ... sagen wir mal ... jedem Freitag?« Alle lachten.

Sie arbeiteten weiter, wurden jedoch schon kurz darauf durch einen leisen, an- und abschwellenden Ton gestört, dessen Ursprung sich nicht genau lokalisieren ließ. Francine kam er seltsam vertraut vor. Sie erinnerte sich aber nicht gleich, wo sie ihn schon einmal gehört hatte.

»Hoffentlich kommt Aurel bald wieder«, sagte Urs. »Der weiß immer sofort, welche Maschine gerade Probleme macht. Wir müssen immer erst alles durchchecken oder auf die Fehlermeldung warten.«

»Wahrscheinlich läuft nur eine der neuen Pumpen unrund«, sagte Francine. »Ich habe ein wenig in die Handbücher geschaut. Die Dinger sind so empfindlich, daß wir alle Hände voll zu tun haben werden, um sie bei Laune zu halten.«

»Vielleicht bricht irgendwo auf der Welt gerade ein Vulkan aus und die Schwingungen im Boden stören die Eigenschwingungen des Motors«, mutmaßte Urs im Scherz.

»Oder die Gestirne stehen ungünstig«, kommentierte Jacques.

»Das wird sich früh genug herausstellen. Für heute können wir Feierabend machen«, sagte Francine. »Die Spätschicht wird sich schon kümmern, falls wider Erwarten wirklich etwas passieren sollte. Ich bleibe noch ein wenig hier und schreibe das Protokoll.«

»Eine Aufgabe, um die Dich niemand beneidet«, meinte Urs lakonisch. Beide verabschiedeten sich und machten sich auf den Weg in Richtung Fahrstuhl. Francine tippte die Ereignisse des Tages in Textform und machte sich dann auch auf den Heimweg.

Als sie sich ihrem Aufenthaltsraum näherte, erkannte sie erschrocken das Geräusch in der Luft. Es kam von Mona, die die ganze Zeit in den höchsten Tönen gejault hatte.

Als sie die Tür aufschloß, hörte sie schon, wie Mona von innen dagegen sprang. Kaum öffnete sie sich, war die Hündin schon an ihr vorbeigeschlüpft und rannte fiepend und bellend durch den Gang. So schnell sie konnte, lief Francine hinterher. Mona reagierte nicht auf Rufe und Kommandos, so daß sie sie für einige Sekunden aus den Augen verlor. Schließlich hörte sie hinter einer Ecke ein lautes, markierendes Gebell.

Francine sah Mona neben den Strahlkontrollen stehen. Sie hatte sich hoch aufgerichtet und fixierte starr die neue Kühlkammer, die um die Pforte herumgebaut war. Ein so tiefes, drohendes Knurren kam aus ihrer Kehle, wie es Francine noch nie von einem Labrador gehört hatte. Das Fell war gesträubt und die Ohren angelegt. Sabber troff ihr von den Lippen und bildete eine kleine Pfütze vor ihren Füßen. Dann legte sie sich langsam hin, als ob sie völlig erschöpft wäre. Ihr ganzer Körper zitterte und sie fiepte jammervoll.

## Kapitel 18. Walter (11.01.2017)

Sonntag abend nach Mikes Besuch telefonierte Walter noch lange mit Stefano Magnone und entschied sich danach, Marian O'Connor einzustellen. Stefano wußte über Walters Erlebnisse mit Martin O'Connor Bescheid und hatte ihm ebenso wie Mike Peters geraten, die Chance nicht ungenutzt zu lassen.

Marian schien auf seine Zusage gewartet zu haben und sagte den sofortigen Arbeitsbeginn zu. Einem Impuls folgend bat er sie, sich zum Einstieg mit den Forschungen O'Connors zu beschäftigen. Er wußte zwar nicht genau, was er sich davon versprach, aber sie hatte ihm bereits im ersten Gespräch gezeigt, daß sie mit seinen letzten Arbeiten durchaus vertraut war. Möglicherweise verstand sie sie sogar besser, als er selbst, weil sie seine Bezugsperson war und ihr Onkel sie in seine Gedankenwelt gelassen hatte. So hatte er Martins Archivordner für sie freigeschaltet.

Heute hatten sie nun ihr erstes richtiges Gespräch. Sichtlich aufgeregt rutschte Marian auf ihrem Stuhl hin und her, während Walter für beide Kaffee eingoß.

»Martin hat mir nur einige Details Ihrer Arbeit verraten. Was Sie beide da gemacht haben, ist ziemlich genial. Kann ich das Panorama mal sehen, das Martin entwickelt hat?«

»Leider nein«, antwortete Walter und stellte die Kaffeetassen auf den Tisch. »Das Panorama ist unter Verschuß. Niemand, der es damals angeschaut hat, ist heute wieder vollständig gesund. Das Panorama erfüllt keinen Zweck. Außer vielleicht als virtuelles Kampfmittel.«

»Aber das kann nicht stimmen«, protestierte Marian. »Ich entnehme Martins Protokollen, daß es einen Blick in ein wie auch immer geartetes 'Draußen' zeigt. Das wirft doch das Standardmodell mal eben über den Haufen.«

»Das tut es wirklich. Das ändert aber nichts daran, daß ich noch keinen Weg gefunden habe, es ohne Gefahr für die geistige Stabilität zu betrachten. Deshalb bekommt es keiner zu sehen.«

Sichtlich unzufrieden schüttelte Marian ihren Kopf. »Aber wenn es ein 'draußen' und ein 'drinnen' gibt, dann gibt es vielleicht auch ein 'vorher' und ein 'nachher'. Der Urknall ist damit nicht automatisch der Anfang der Welt, sondern nur die Folge von etwas, was im 'Draußen' geschehen ist.«

»Das Konzept von 'vorher' und 'nachher' setzt voraus, daß es so etwas wie Zeit auch außerhalb unseres Universums gibt«, antwortete Walter. »Zeit, die gleichförmig in eine Richtung verstreicht, gibt es ja nicht einmal in jedem Winkel unseres eigenen Universums.«

»Das ist Schulwissen«, sagte Marian knapp. »Aber lassen wir mal die Zeit für einen Moment außen vor. Hat Martin mit Ihnen darüber gesprochen, daß es sich mit der Schwerkraft möglicherweise anders verhält?«

Walter stutzte. »Nein, das hat er nicht. Jedenfalls nicht direkt.«

Er bemerkte in diesem Moment, daß er immer noch mit einer gewissen Regelmäßigkeit von Martin O'Connor träumte. Er hatte das auf seine Schuldgefühle geschoben, weil er ihm seinerzeit nicht helfen und seinen Selbstmord verhindern konnte. Jetzt aber fiel ihm auf, daß er in seinen Träumen des öfteren von Gravitationsfeldern gesprochen hatte. Von gerichteten Feldern. Vielleicht sollte er seine Träume wieder ernster nehmen. Immerhin hatten sie ihm schon einmal geholfen, seine Gedanken zu strukturieren.

Das sagte er aber nicht. Laut sagte er: »Ich hatte im letzten Jahr Gelegenheit, auszuformulieren, welche Konsequenzen die Existenz solch eines Multiversums auf unser eigenes Universum hat. Teile meiner Theorie wurden durch einen schweren Unfall am CERN bereits im Juni des Vorjahres bestätigt. Eigentlich wollte ich das Ganze in diesen Tagen als Artikel veröffentlichen. Mittlerweile habe ich aber den Eindruck, daß mir noch ein Puzzlestück fehlt. Vielleicht ist es ja die Gravitation.«

Marian nickte langsam, sah ihn aber dabei fragend an. Walter fuhr fort:

»Was halten Sie davon, wenn Sie sich meinen Artikel einmal ansehen, bevor ich ihn einreiche?«

Im nächsten Moment ärgerte er sich über das unbedachte Angebot. Warum hatte er dies gerade ausgerechnet einer blutigen Anfängerin vorgeschlagen, die sich ihre Lorbeeren erst noch verdienen mußte? Jetzt war es aber gesagt und außerdem: Was sollte es schon schaden? Die einzigen, die bisher von seiner Theorie genaueres wußten, Stefano Magnone und Mike Peters, konnten ihm nur ein begrenztes Feedback geben.

»Das mache ich gerne«, sagte Marian erfreut und setzte unerwartet diplomatisch hinzu: »Und mir ist klar, daß ich die letzte bin, die sie bei so etwas Wichtigem um Rat fragen sollten. Ich weiß sehr wohl, daß ich nur durch eine Verkettung glücklicher Umstände hier sitze.«

»Gut, daß Sie das auch so sehen«, sagte Walter lächelnd. »Andererseits könnte Ihre Verbindung zu Martin O'Connor sich noch als wertvoll erweisen. Immerhin stammt ein Teil der in diesem Artikel vorgestellten Arbeiten von ihm. Tun Sie einfach ihr Bestes.«

»Vielleicht ist es auch nicht nötig, dieses Draußen-Panorama physisch zu betrachten. Vielleicht reicht ja ein mathematischer Blick, um zu einer Beschreibung zu kommen.«

»Ihrem Onkel hätte ich es zugetraut, diese Frage zu beantworten. Lassen Sie sich versuchsweise von seinen Intuitionen leiten. Dann werden wir sehen, wie stark ihre Verbindung war bzw. ist. Vielleicht ergibt sich daraus sogar ein Thema für ein Doctorat.«

## Kapitel 19. 1925

Hier auf Helgoland konnte man die Dunkelheit fast mit Händen greifen. Anders als in den Städten auf dem Festland gab es abends nur wenig künstliches Licht. Werner bekam die herabsinkende Dämmerung nicht mit. Tief in seine Gedankenwelt versunken starrte er vor sich hin. Jene Tage, in denen er mit seinen Freunden am Starnberger See gewandert war, lagen bereits tief in der Vergangenheit. Die Diskussionen, die er damals geführt hatte, beschäftigten ihn jedoch weiter. Gab es Atome wirklich, oder beschrieben sie nur das Modell, mit denen er die Meßergebnisse erklärte, an denen er seit Monaten ergebnislos herumrechnete? Auf jeden Fall handelte es sich im Gegensatz zur Wortbedeutung nicht um etwas Unteilbares. Heutzutage nahm man an, daß negativ geladene 'Elektronen' um einen positiv geladenen 'Kern' kreisten.

Nur: Konnte man wirklich 'kreisen' sagen als Beschreibung für einen Vorgang, den noch nie jemand beobachtet hatte? Sein Mentor und großes Vorbild Niels Bohr hatte dieses Modell zu einer Zeit entwickelt, als Werner noch ein Kind war. Aber schon sein Studienkollege Wolfgang Pauli hatte ihm 1921 ein barsches '*Elektronen sehen nicht aus!*' zwischen die Beine geworfen, als Werner mit ihm über Elektronen und ihre Bahnen diskutierte.

Laut Bohrs Modell gab es für die Elektronen um den Atomkern nur einige, wenige, 'erlaubte' Bahnen, zwischen denen sie mittels 'Quantensprüngen' hin- und herwechseln konnten und dabei Energie in Form von Licht ausstrahlten oder aufnahmen. Werner verstand ungeachtet seiner Jugend bereits ein wenig von Mathematik und stürzte sich mit Begeisterung auf die Berechnung dieser 'Elektronenbahnen'. Schnell konnte er Ergebnisse vorweisen. Seine Berechnungen stellten sich als unwiderlegbar heraus. Unglücklicherweise standen sie aber nicht im Einklang zu den Beobachtungen, die den Ausgangspunkt des Rechenweges darstellten.

Bohr hatte damals keine Antworten auf seine Fragen gehabt und er würde auch heute keine haben, wo Werner sich mit einem ähnlichen Problem befaßte. Sie kannten sich schon seit 1922 persönlich. Bohr hielt in Göttingen



eine Reihe von Vorträgen. Er wurde auf den blutjungen Werner aufmerksam, weil der sich traute, ihm Fragen zu stellen, deren Beantwortung ihm alles andere als leichtfiel.

Er führte ein Institut an der Universität Kopenhagen und beschäftigte Mitarbeiter aus aller Herren Länder. Mittlerweile arbeiteten dort auch wieder Deutsche. Das sprach für Bohrs Offenheit, denn die Ressentiments der Nachbarn nach dem großen Krieg legten sich nur langsam.

Zum Glück hatte sich Werner trotz jugendlichen Alters mit seinen Überlegungen zur Quantentheorie der Atome bereits einen Namen gemacht. Niels Bohr fand diese spannend genug, daß er ihn für einige Zeit bei sich arbeiten ließ.

So hatte Werner ihn genauer kennenlernen dürfen. Genauer war es Bohr, der sich einige Tage Zeit für ihn nahm und mit ihm an der dänischen Ostküste entlangwanderte. In langen Gesprächen und teilweise hitzigen Diskussionen legten sie die Grundlagen zu einem gegenseitigen Verständnis der jeweiligen Sichtweise und wurden auch so etwas wie Freunde.

Das alles nützte ihm jetzt nichts. Bohr konnte ihm nicht helfen. Er mußte sein Problem allein lösen. *'Elektronen sehen nicht aus!'* Er sagte sich diesen Satz wieder und wieder vor. Sahen vielleicht auch Atome nicht aus? Was taten sie dann stattdessen? Der Weg, auf dem er sich befand, hatte sich als Sackgasse entpuppt. Er mußte das Problem anders angehen. Langsam reifte eine Idee in seinem Geist. Was wäre, wenn er versuchte, die Atome ausschließlich mit den Meßergebnissen zu beschreiben, die ihm zugänglich waren, und dabei völlig auf Anschaulichkeit verzichtete?

Eine leichte Unruhe regte sich in seinem Innern, als er diesen Gedanken zum ersten Mal dachte. Keine Anschaulichkeit, sondern reine Mathematik. Damit kannte er sich aus! Wenn er die Atome auf diese Weise akzeptierte, nämlich sie auf eine Reihe von Meßwerten reduzierte und nicht versuchte, sich ein anschauliches Bild von ihnen zu machen, sah er den weiteren Weg genau vor sich. Nur: Konnte man ihn auch gehen?

Dafür gab es eine Nagelprobe: den Energieerhaltungssatz. Eine Verletzung dieses Satzes wäre weitaus schwerwiegender als die halben Quantenzahlen, die er bei der anschaulichen Deutung des Zeeman-Effekts entdeckt hatte. Energie war immer da und konnte nur umgewandelt werden. Wenn Atome sich also so verhielten, wie es ihre Spektren suggerierten, dann mußte dieser Satz gelten oder er konnte noch einmal ganz von vorne anfangen.

In Werners Innern begann es zu rechnen. *'Hoffentlich habe ich genug Papier dabei.'* dachte er sich, als er ungeschickt eine Kerze anzündete und in deren Licht die ersten Tabellen niederschrieb. An Schlaf brauchte er jetzt nicht mehr denken, auch wenn die Mitternachtsstunde bereits vorbei war. Er hatte keine andere Wahl, als seine Gedanken niederzuschreiben. Er würde nicht eher Ruhe finden, bis er eine Antwort hatte.

Die ersten Zahlenreihen lieferten tatsächlich die gewünschten Ergebnisse, was Werners Erregung auf ein Maß steigerte, das es enorm schwierig machte, noch präzise zu kalkulieren. So vergingen die nächsten Stunden im Schneckentempo, weil sich wieder und wieder Fehler in seine Tabellen einschlichen, die er mühsam finden und eliminieren mußte.

Es mochte drei Uhr morgens sein, als das Endergebnis vor ihm lag: Der Energieerhaltungssatz galt! Daran gab es keinen Zweifel. Erleichterung überschwemmte seinen Körper mit Adrenalin. *Plötzlich spürte Werner, daß er durch die Oberfläche der Dinge hindurch blicken konnte. Vor seinem inneren Auge manifestierte sich für einige Sekunden das Gebirge aus Mathematik, das er gerade erfolgreich bezwungen hatte in einer gegenständlichen Form. Die Gipfel und Täler waren schroff, aber von unerwarteter Eleganz. Dann kräuselte sich das Bild, als ob er durch eine Wasserfläche blickte und die Vision war wieder verschwunden.*

Er mußte raus. Sich bewegen. Etwas tun. Geistig müde, aber körperlich hellwach verließ er seine Unterkunft. Draußen sah man im Nordosten schon Licht. Die Sonne würde bald aufgehen. Er wanderte ihr entgegen. Suchte nach einem erhöhten Punkt, von dem aus er den Horizont beobachten konnte. Vor ihm lag eine Klippe. Er hatte sich vor einigen Tagen vorgenommen, sie einmal zu besteigen. Warum nicht jetzt? Er kletterte im Halbdunkeln, bis er oben ankam. Ein halsbrecherisches Unterfangen. Dort oben lag ein kleines Plateau vor ihm, von dem aus er das Meer beobachten konnte.

Die Sonne tauchte durch den Horizont und Werner wußte, daß ein neues Kapitel in seinem Leben begonnen hatte. Es begann mit einer Menge Arbeit. Bis er seine Eingebung von letzter Nacht jemandem präsentieren konnte, ohne daß der ihn gleich für verrückt erklärte, würde noch einige Zeit vergehen. Er mußte geduldig sein.

Wolfgang Pauli könnte ihn verstehen. Immerhin hatte der ihm diesen verrückten Gedanken eingepflegt, mit dessen Konsequenzen er letzte Nacht gekämpft hatte. Er würde noch einige Berechnungen anstellen und danach mit ihm reden.

Zu diesem frühen Zeitpunkt überblickte Werner noch nicht, daß er nicht nur eine neue Sichtweise auf die kleinsten Bausteine der Welt gefunden hatte, sondern daß auch die Mathematik, die er zu ihrem Beweis benötigte, besonders war. Werner rechnete nämlich mit der Wurzel aus minus Eins und seine Arbeiten sind mit ein Grund dafür, daß diese Art Mathematik heutzutage Unterrichtsstoff an der Schule ist.

## Kapitel 20. Mona (11.-12.01.2017)

Sie lag in ihrem Körbchen. Sie hieß Moo-na. Sie war müde. Chefin-gut hatte sie hierhergeführt. Chefin-gut sorgte für sie. Fütterte sie. Fütterer-urß und Fütterer-jakk hatten sie besucht. Hatten sie gestreichelt. Fütterer-urß und Fütterer-jakk waren auch gut. Gaben ihr zu fressen aus der Tüte im Regal. Sie standen im Rang unter Moo-na. Erst Chefin-gut, dann Moo-na, dann die Fütterer. Die Fütterer mußten Chefin-gut fragen, damit sie Moo-na füttern durften. Chefin-gut sagte dann immer etwas von Die-eth und erlaubte es.

Moo-na war immer hungrig. Sie war das Gefühl aber mittlerweile so gewohnt, daß sie es nur selten wahrnahm. Sie kannte es nicht anders. Es war heute nur einfacher als früher. Als alles begann, wollte sie alles fressen. Immer fressen. Nie genug. Sie hatte vieles versucht, als alles begann. Holz zerkaut. Erde. Müll. Ihre eigenen Hinterlassenschaften. Es war okay. Magen voll.

Heute war vieles einfacher. Chefin-gut fütterte sie. Brachte ihr alles bei, nachdem sie sie von Mutter-Milch-gut geholt hatte. Am Anfang war auch Chef-gut dabeigewesen. Hatte Chefin-gut geholfen. Sie hatten zusammengespielt. Moo-na durfte sogar im großen Nest schlafen. Nicht in ihrem Körbchen, sondern dort, wo die Chefs schliefen. Dann wurde Chef-gut zu Chef-böse. Auf einmal durfte er nicht mehr mit ins große Nest. Chef-böse war laut zu ihnen. Chefin-gut war immer leise. Chefin-gut schimpfte nie mit Moo-na, wenn sie nachts vor den Ausgang machte und ihre Hinterlassenschaften gleich wieder auffraß. Magen voll.

Chef-böse mußte gehen. Chefin-gut stufte ihn zum Fütterer zurück und er kam nur noch selten. Auch Moo-na sah Chefin-gut jetzt nur noch abends und morgens. Chefin-gut sorgte für sie. Schickte andere Fütterer, wenn sie nicht da war. Sie mußten Moo-na füttern, mit ihr rausgehen und ihre Hinterlassenschaften aufsammeln. Ein anderer Hund, der eine Zeit oft mitging, nannte sie puh-släifs. Seltsame Wörter kannte er. Seine Chefin kam aus Eng-lannt. Dort redeten sie anders. Auch die Hunde.

Dann kamen Tage, an denen Chefin-gut sie mitnahm. Wundervolle Tage. Moo-na durfte bei ihr sein. In ihrem Körbchen liegen. Sie kamen von draußen und gingen in eine seltsame Kammer. Die Wände schlossen sich. Moo-